C. 5. 29.

It. sing. 1446/6

65
255
6 fr 24.

Дюр

Briefe

über die Schweiz

von

C. Meiners,

Professor der Weltweisheit auf der Universität zu Göttingen.

Sechster Theil.

(Mit Kupfern.)

Wien,

gedruckt und verlegt bey F. A. Schrämbl.

1792.

W6/66/340

Bayerische
Staatsbibliothek
München

14½.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Achter Brief.

Lausanne am 26. Aug. 1788.

Da meine Frau und ich mehr die Absicht haben, heute in Lausanne auszuruhen, als Besuche oder weite Spaziergänge zu machen; so habe ich Zeit genug, Ihnen unsere vergnügte Reise von Bern nach Lausanne zu beschreiben.

Wir verließen vorgestern Bern erst nach sieben Uhr, und kamen daher nicht eher als um ein Uhr bey Herrn von May, dem Gemahle der ältesten Tochter des verstorbenen Herrn Landvogts von Haller an. Herr von May bewohnt ein Landgut am Löwenberge, eine halbe Stunde vor Murten. Wir hatten uns die Freyheit genommen, uns bey Herrn von May zu Gaste zu bitten, um ihn selbst kennen zu lernen und unsere edle Freundinn wieder zu sehen. Der Weg von Bern nach Murten ist der traurigste, den ich bis jetzt in der flachen Schweiz gemacht habe, indem er größten Theils an

beiden Seiten mit düsterem Tannengehölze beschränkt ist. Nur auf dem letzten Abhange des höchsten Berges zwischen Bern und Murten hat man einen Blick auf den auch in der Ferne reizenden Neuenburgersee. Die Gegend, in welcher das Landgut des Herrn von May liegt, machte dieß Mahl einen weniger angenehmen Eindruck auf mich als das erste Mahl. Besonders hatte ich viel mehr von der Aussicht erwartet, die man von dem an der Seite des Landguts sich erhebenden Rebhügel haben würde. Man sieht hier freylich den Murtner und einen Theil des Neuenburgersees, nebst der Verbindung von beiden durch die Broye; allein der Murtnersee gleicht hier wegen des vielen Schilfs mehr einem Sumpfe, und ist auch wirklich mit Morästen umgeben. Nach dem Mittagessen erwiesen Herr von May und seine Gemahlinn uns die Ehre, uns bis an das Beinhaus von Murten zu begleiten. Hier fanden wir viel mehr Inschriften an den Wänden, aber weniger Gebeine und Schädel als im Jahre 1782. Wir erreichten Peterlingen erst nach acht Uhr, wo wir im Stadthause ein gutes Quartier antrafen. Der Weg von Bern nach Peterlingen, und vorzüglich der von Murten nach der letzten Stadt, ist schlecht, nicht bloß weil er nicht gehörig unterhalten

wird, wie um Murten herum der Fall ist, sondern weil an den Seiten der Chaussee keine Gräben gezogen sind. Dieser Mangel von Gräben hat die Wirkung, daß das von den höheren Feldern oder Hügeln herabfließende Regenwasser sich kleine Rinnen oder Vertiefungen ausspült, und daß man über die Chaussee mit eben der Beschwerde wie über Äcker fährt, die durch Furchen von einander getrennt sind. Diesen Fehler hat der ganze Weg von Bern nach Lausanne in höhern oder geringern Graden.

So reich Murten als Gemeinheit ist, so traurig ist die Lage der Bürgerschaft, die den Fehlern der Bewohner von kleinern Städten, der Trägheit und Völlerey, äußerst ergeben seyn soll. Handwerke, Gewerbe und Wohlstand der Murtner Bürger sinken von Tage zu Tage tiefer, und die Güter der Bürger kommen je länger je mehr in die Hände von Bauern, so wie die Deutschen immer mehr über die französischen Einwohner gewinnen. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts redete man in einem Dorfe, das zwey Stunden vor Murten liegt, nichts als französisch, und in eben diesem Dorfe wird jetzt nichts als deutsch gesprochen. In Payerne konnten wir gleich den großen Abstand der Gemüthsart und Unterhaltung der franzö-

sischen Einwohner des bernischen Gebiets von denen des deutschen beobachten. Bald nach unserer Ankunft hörten wir ein so lautes und lebhaftes Gerede oder vielmehr Geschrey in und vor den Häusern, die unserm Gasthofe gegen über lagen, daß ich mehrmahls ans Fenster ging, weil ich fürchtete, daß die Zänkereyen, die, nach dem Tone und der Stimme der Redenden zu urtheilen, aufs höchste gestiegen zu seyn schienen, bald in Thätlichkeiten ausbrechen würden. Als ich genauer nachfragte, so hörte ich, daß das, was ich für Gezänke hielt, bloße nachbarliche Abendunterredungen über allerley Stadt- und Welthändel seyen.

Der gestrige Tag, an welchem wir von Peterlingen bis Lausanne fuhren, war einer der ruhigsten, bequemsten und ungebundensten der ganzen Reise, und so reich an stillen Freuden über die schöne Natur und über den Wohlstand ihrer glücklichen Kinder, als irgend ein anderer, den ich in der Schweiz verlebt habe. Gewiß war Arkadien nicht so lieblich als das Thal von Lycens bis Moudon, das weder ängstlich enge, noch unübersehlich ausgedehnt, und weder mit schroffen Felswänden, noch mit düstern Waldgebirgen, sondern mit mäßigen und fruchtbaren Bergen umkränzt ist, in welchem endlich

herrliche Wiesen und Felder, mahlerischt Wallnußbäume, die hier das Übergewiche über andere Obstbäume zu erhalten anfangen, und unzählige zerstreute und neuerbaute Häuser befriedigende Bilder von Überfluß und Frieden darbieten. Noch überraschender war für uns der Weg von Moudon bis auf die Höhe des Jorat oder des kleinen Jura; denn Wiesen und Felder, Obstbäume und lebendige Bäche, geräumige und oft schöne, zum Theil aus Quadern erbaute und mit Gärten umgebene Häuser, die mehr das Ansehen von Landsitzen als von Bauerwohnungen haben, begleiten den Reisenden fast bis auf die oberste Spitze, oder doch viel höher, als man glaubt, daß Menschen es wagen würden, sich anzubauen. In den Steinhaufen, die an den Seiten des Weges liegen, entdeckt man viele Fragmente von Quarz und Gneis, die aus dem Genfersee geschöpft seyn müssen. Wenn man sich dem höchsten Rücken des Jorat nähert, so sieht man die ganze Kette der savoyischen Felsen, welche sich an dem gegen Wallis und den Ausfluß der Rhone gekehrten Busen des Genfersees herziehen, fast bis an das Ufer des letztern herab, und besonders kann man die Felsen von Meillerie, die in zwey zackige Zähne auslaufen, deutlich unterscheiden. Als wir

den Jorat hinab fuhren, glühten die savoyischen Felsen, die Lausanne gegen über liegen, im Glanze der Abendsonne, wie man sonst nur Schneeberge erleuchtet sieht. Auch bot sich uns hier eben das magische Naturspiel wieder dar, das mich vor mehrern Wochen zwischen Sargaos und Ragatz so wunderbar getäuscht hatte. In den Klüften, nähmlich der Felsen, hingen oder lagen Nebelgewölke wie unbeweglich, und diese Nebellager, wenn ich mich so ausdrücken darf, wurden von der untergehenden Sonne so geröthet und durchstrahlt, daß wir sie für glänzende Schneefelder gehalten hätten, wenn wir nicht überzeugt gewesen wären, daß die nächsten savoyischen Gebirge keinen ewigen Schnee tragen können.

Am Abende desselbigen Tages.

Nachdem ich diesen Morgen bis hierher geschrieben hatte, so machte ich einen einsamen Spaziergang nach Louchi, dem Haven von Lausanne; denn unsere übrigen Freunde hatten sich gestern an dem Seitenwege, der nach Vevay führt, von uns getrennt, um diese Stadt und die benachbarte Gegend zu sehen, und vereinigten sich

erst heute nach Tische wieder mit uns. In der Stunde, da ich den Hafen sah, war er leer von Schiffen und leer von dem Getümmel, das geschäftvollen Häfen eigen ist, und fast so ruhig als der spiegelhelle See, dessen kleine Wellen nur kaum die nächsten außer seinem Bette liegenden Steinchen netzen. Unter den Gärten, zwischen welchen ich durchging, waren nur wenige, die mich zu dem Wunsche reizten, die schöne Jahrszeit in denselben zuzubringen. Gleich nach Tische besuchten wir den Herrn Landvogt von Erlach, einen der größten Kenner und Liebhaber der Mineralogie in der Schweiz, der den Gotthard und andere Gebirge oft bereist hat, um die Schätze der Natur an ihrer Geburtsstätte selbst zu untersuchen. Herr von Erlach war so gütig, uns seine Sammlung natürlicher Merkwürdigkeiten zu zeigen, die aber durch einen beträchtlichen Bau, der in diesem Sommer am Schlosse vorgenommen wird, aus ihrer ehemahligen Ordnung gekommen war. Hier sah ich zuerst eine Sammlung von Steinen, die ganz oder größten Theils aus dem Genfersee zusammen gesucht, nach der Methode des Herrn von Saussure geordnet und mit Saussurischen Benennungen bezeichnet waren. Solche Sammlungen wurden vor einigen Jah-

ren in Genf für zwey französische Louisd'or verkauft. Der Anblick des von Herrn von Saussure so genannten Pierre de Corne gab mir über die Natur dieser Steinart, oder vielmehr über den Grund seiner Benennung nicht mehr Licht als das Werk des Herrn von Saussure selbst, und ich bin fast eben so fest überzeugt, daß unter diesem Nahmen mehrere von einander verschiedene oder wenigstens vorher bekannte und bestimmte Steinarten versteckt werden, als ich überzeugt bin, daß dieser Schriftsteller den Gneis an der Pissevache und die Kalkfelsen, auf welchen das Schloß Bathiaz oder de la Bathia bey Martigny in Wallis liegt, mit dem nicht minder räthselhaften Petrosilex verwechselt hat *).

Nicht weniger Vergnügen als die Merkwürdigkeiten der Natur, die wir bey Herrn

---

*) Dieß bemerkte schon Besson 1. S. 36—41. Eben dieß bemerkten nachher mehrere andere, deren Ansehen und Kenntnisse viel größer als die von Besson sind. — Da ich aber die Stellen, an denen Herr von Saussure von dem wallisischen Petrosilex redet, nochmahls nachlese, so finde ich es fast unglaublich, daß Herr von S. Kalkstein und Petrosilex verwechselt haben sollte. Man sehe II. 498. 509.

von Erlach fanden, machten uns die Meisterstücke der Kunst, die uns der Ihnen schon aus meinen vorigen Briefen bekannte Herr Pergot zeigte. Dieser große Künstler in Arbeiten von Haaren und Elfenbein hat in den letzten Jahren noch mehr an Kunst als an Ruhm zugenommen. Wir sahen bey ihm mancherley Arbeiten, an welchen Erfindung oder Wahl der Gegenstände und Zeichnung eben so glücklich als die Arbeit im höchsten Grade vollendet war. Das größte unter allen Kunstwerken war ein Medaillon, das der Prinz Eduard für seine königliche Mutter bestellt hatte, und das, wenn ich nicht irre, zwey und zwanzig Schild-Louisd'or kosten sollte. Ohne eine solche Arbeit gesehen zu haben, kann man es sich nicht vorstellen, daß man in Elfenbein eine schweizerische Landschaft so unnachahmlich ausdrücken könne, als der Künstler sie dargestellt hatte. Ein zweytes Medaillon, das wie dieses zur Zierde eines königlichen Armbandes bestimmt war, hatte Herr Pergot schon vor einiger Zeit abgeliefert. Als wir die Werkstätte des Künstlers verließen, war uns noch kaum so viel vom Tage übrig, als wir brauchten, um das Signal zu ersteigen und die Gegend von Lausanne noch ein Mahl zu überschauen. Ein Flor von herbst-

lichen Nebeln aber, die sich bald in Regenwolken zusammen zogen, verengte den Gesichtskreis, und vermehrte das trübe Dunkel, was der sich schon neigende Tag über den See und dessen Gestade verbreitete.

Auch in Lausanne ist dieses Jahr das Gedränge von Fremden so groß, daß Reisende oft mehrere Tage liegen bleiben müssen, weil sie keine Pferde bekommen können. Beynahe hätte dieß Schicksal auch uns getroffen. Nur mit genauer Noth erhielten wir zwey Pferde, da wir wegen unsers schweren Gepäcks drey verlangten und gern bezahlen wollten. Weil der Kutscher versprach, uns mit zwey Pferden eben so geschwind nach Genf zu bringen, als ein anderer mit drey thun würde; so mußten wir uns auch gefallen lassen, ihm für drey Pferde zu zahlen. Dieser Kutscher verdient also in zwey Tagen, in welchen er nach Genf und zurück fährt, ohne Trinkgeld und die wahrscheinliche Rückfuhr, sechs französische Thaler oder anderthalb Schild-Louisd'or.

Genf am 27. Abends um 6½ Uhr.

Der Kutscher hat in der That Wort gehalten. Wir reisten heute erst gegen 7 Uhr von

Lausanne ab, waren um 12 Uhr in Nyon, und kamen gleich nach sechs Uhr in Genf an, wo wir mit 10 bis 12 andern Wägen einfuhren. Wir traten dieß Mahl auf die Empfehlung einiger Freunde in dem Ecu de Géneve ab, wiewohl man jetzt auch aux Balances viel besser als vor sechs Jahren bedient werden soll. In dem Gasthofe, den wir jetzt bewohnen, sind Zimmer, Betten und Wäsche äußerst reinlich; Treppen und Gänge aber sind, wie in den übrigen französischen Wirthshäusern. Die Aussicht aus den Zimmern des Ecu de Géneve ist nicht so frey und lebhaft als aus den Balances; viel schöner aber muß sie aus dem uns gegen über liegenden Hause seyn, das nahe am Hafen steht und das unser Wirth gemiethet hat, weil sein geräumiges Haus die Fremden nicht alle fassen kann, die seit einigen Jahren nach Genf zu strömen.

So stark und rasch die Pferde unsers Lausanner Kutschers waren, so würden wir doch ohne die neue Chaussee, welche der Kanton Bern von Lausanne aus hat führen lassen, viel später in Genf angekommen seyn. Dieser neue Weg ist einer der prächtigsten und bequemsten, die ich jemahls gesehen habe, und man fährt, wie zwischen Bern und Thun, zwischen Schwetzingen und Mannheim, und

auf den besten baierischen Chausseen ganze, halbe oder Viertelstunden, ohne auch nur den Stoß eines Steinchens zu empfinden. Eben diese Straße ist höher als der alte Weg angelegt, und man übersieht daher das schöne Pays de Vaud viel besser, als der alte, nahe am See herlaufende Weg es gestattete. Unterdessen findet man doch immer noch einige öde Stellen auf der ersten Hälfte des Weges zwischen Morges und Rolle; die andere Hälfte ist um desto sorgfältiger angebaut. Es muß einem jeden Reisenden auffallen, daß die Rebstöcke in der Waadt lange so hoch nicht sind als in der deutschen Schweiz und besonders am Zürchersee.

Am 29. Aug.

Den gestrigen ganzen Tag brachte ich damit zu, meine hiesigen Freunde zu besuchen, und mich nach der Lage der Sachen in Genf und vorzüglich nach dem gegenwärtigen Geiste der Regierung zu erkundigen. Den heutigen Tag habe ich dazu bestimmt, Ihnen das Resultat meiner Erkundigungen mitzutheilen; denn morgen denken wir bey dem fortdauernden guten Wetter und dem hohen Barometerstande nach Chamouni zu reisen.

Die ganze Stadt frohlockt jetzt über die Wiedererhebung von Necker und den damit wiederkehrenden Kredit des französischen Hofes nicht weniger, als sie vorher durch die schreckliche Nachricht niedergeschlagen war, daß der König von Frankreich in dem ersten halben Jahre alle Zahlungen an die Gläubiger des Staats aussetzen und in der Folge nur fünf Achtel bezahlen werde; welcher Entschluß die Ankündigung eines förmlichen Bankerotts war. So wie keine andere Stadt von gleicher Größe die Speculationen mit den französischen Fonds so weit getrieben, und keine so weit dadurch gewonnen hat als Genf; so ist auch keine andere in so großer Gefahr, durch einen französischen Bankerott zu Grunde gerichtet zu werden. Es ist im strengsten buchstäblichen Sinne wahr, daß die Wohlfahrt von Genf mit der Wohlfahrt von Frankreich, oder vielmehr mit dem Kredit des französischen Hofes unzertrennlich verbunden ist. Genf zog in den letzten Zeiten jährlich acht und zwanzig Millionen aus Frankreich, weil nicht nur alle reichen und wohlhabenden Familien ihr ganzes oder den größten Theil ihres Vermögens in die französischen Fonds geworfen, sondern weil auch die vornehmsten Häusern ungeheure Summen aus der

übrigen Schweiz zu hohen Zinsen, und selbst zu sechs Prozent, geborgt haben, um sie mit großem Vortheile wieder anzulegen. Unter andern haben sich, wie es heißt, zwanzig der reichsten Familien, alle für eine und eine für alle, verbürgt, um ihren Speculationen eine desto größere Ausdehnung geben zu können. Sollte also der französische Hof jemahls einen solchen Entschluß durchsetzen, wie derjenige war, der den Erzbischof von Brienne gestürzt hat; so würden die Genfer nicht nur einen großen Theil ihrer eigenen Capitalien und Zinsen verlieren, sondern sie würden noch mehr dadurch gedrückt werden, daß sie ihre Gläubiger ganz befriedigen und die ihnen versprochenen hohen Zinsen ohne Abzug entrichten müßten. Unter solchen Umständen war es also nicht zu verwundern, daß gleich nach der erhaltenen Nachricht von dem Plane des französischen Hofes mehrere der größten hiesigen Speculateurs mit Extrapost nach Paris eilten, um sich über das, was man zu fürchten und zu hoffen habe, an Ort und Stelle genauer zu unterrichten, und daß die vornehmsten Häuser anfingen, ihren Aufwand einzuschränken und besonders die Zahl ihrer Equipagen und Pferde zu vermindern. Nach Genf hat, wie ich höre,

unter den schweizerischen Städten Bern den größten Antheil an den französischen Fonds genommen; und eben deßwegen sollen des wachsenden Wohlstandes ungeachtet im Bernischen die Preise der unbeweglichen Güter in den letzten Jahren merklich gefallen seyn. Viele Reiche verkauften ihre liegenden Gründe, und forderten ihre Capitalien von einheimischen Schuldnern zurück, um ihre Gelder mit größerm Gewinne in Frankreich anzubringen. Ein französischer Bankerott, den manche hier für unvermeidlich halten, wird Genf fast ganz, und Bern, Freyburg und Basel zur Hälfte übern Haufen werfen.

Indem Sie dieses gelesen haben, ist Ihnen gewiß dieselbige Frage aufgestiegen, die ich mir sehr oft aufgeworfen, aber niemahls habe beantworten können: warum man nähmlich wider alle Gesetze der Klugheit, die sonst von vorsichtigen Großhändlern bey gefährlichen Unternehmungen beobachtet werden, nicht bloß sein eigenes, sondern auch fremdes Vermögen solchen unsichern Händen, als die Hände der Minister eines unumschränkten Königs sind, anvertraut, und dadurch sein ganzes Glück von der Willkür eines mächtigen Schuldners abhängig gemacht habe, den niemand zwin-

gen kann, und von welchem es schon lange bekannt ist, daß seine gewöhnlichen Ausgaben die gewöhnliche Einnahme jährlich um viele Millionen übersteigen? Auf diese Frage habe ich von mehrern verständigen Männern folgende nicht ganz genugthuende Antwort erhalten. Die ersten kühnen Männer, die es wagten, große Summen in Frankreich anzulegen, erwarben dadurch in kurzer Zeit einen solchen Reichthum, daß sie im Stande waren, einen ungleich größern Aufwand als vorher zu machen. Dieß Glück der ersten Unternehmer reizte und nöthigte zum Theile viele andere, die ihnen sonst gleich waren und gern gleich bleiben wollten, zur Nachahmung. Der durch diese Speculationen plötzlich vermehrte Wohlstand und Luxus der vornehmsten Häuser in Genf erhöhte die Preise aller Dinge, und zwang die Familien vom Mittelstande, die sich nicht zum Pöbel rechnen lassen wollten, kostbarer zu leben, und mehr auf Tisch, Kleidung, Putz und Hausrath zu wenden, als vormahls geschehen war. Diesen größern Luxus aber hätte man nicht bestreiten können, wenn man nicht angefangen hätte, in den französischen Fonds zu spielen und Geld zu höhern Prozenten als sonst zu nutzen. Was also wenige unternehmende Köpfe an=

fingen, das wurde durch Nacheiferung fortgesetzt und zuletzt durch Nothwendigkeit vollendet und allgemein gemacht. Ungeachtet der große Gewinn, den die reichen Genfer in den französischen Fonds gemacht haben, Pracht und Aufwand um viele Grade vermehrt hat; so kann man doch, wie man mich versichert, kein angesehenes Haus nennen, das, weit entfernt mehr zu verschwenden als es einnähme, nur seine sichern jährlichen Einkünfte ganz verzehrte. Eine vernünftige Sparsamkeit leitet die Genfer mitten in dem glänzendsten Aufwande; und dieser Aufwand belebt daher Handwerke, Gewerbe, Künste und Handel, ohne das Glück der Reichen und Vornehmen zu untergraben. Am meisten wenden die Reichen auf schöne Pferde und Equipagen. Unter allen Handwerkern sind daher Sattler, Wagner und Schmiede am lebhaftesten beschäftigt. Fast in allen Straßen sieht man Wagen, an denen noch gemahlt, lackirt oder sonst gearbeitet wird, und außer Wien habe ich in keiner Stadt so viele schöne Pferde und Fuhrwerke aller Art als in Genf gefunden.

Die Gesinnungen gegen die Deutschen und die Urtheile über unsere Litteratur haben sich hier seit sechs Jahren unter dem er-

leuchteten Theile der Einwohner sehr geändert. Manche der würdigsten genferischen Gelehrten haben unsere Sprache wenigstens so weit erlernt, daß sie prosaische Schriften ohne Schwierigkeit lesen können. Es ist sogar eine Niederlage von deutschen Büchern entstanden, und die Freunde der deutschen Litteratur haben sich in eine Gesellschaft vereinigt, in welcher die wichtigsten deutschen Wochen- und Monathsschriften gehalten werden. Nach dem herrschenden Geschmacke unsers Zeitalters liest und schätzt man die Werke unserer berühmtesten Mineralogen, Chemiker und Naturforscher am meisten; und nach diesen die neuesten theologischen Schriften mehr als die philosophischen, am wenigsten die Dichter, die den Ausländern zu schwer und zu fremd sind. Die neuesten Veränderungen in der Philosophie kennt man fast nur aus den Zeitungen und vom Hörensagen; und aus solchen Quellen ist die Meinung entsprungen, die ich hier mehrmahls gehört habe, daß Deutschland jetzt mit Unglauben und Paradoxomanie angefüllt sey. Herr Bonnet hat sich der Sage nach einen beträchtlichen Abschnitt aus Herrn Kants Kritik der reinen Vernunft übersetzen lassen, und hat sich aus allen Kräften bemüht, den Sinn die-

ses Weltweisen zu ergründen. Einige der hiesigen Kenner und Liebhaber unserer Litteratur erheben die Verdienste der Deutschen bey allen Gelegenheiten so sehr, daß es andere zum Neide reizt; und gegen solche zu warme Bewunderer der Deutschen machte ein hiesiger Gelehrter neulich die Bemerkung, daß zuletzt keine große Erfindung mehr übrig bleiben werde, die man nicht den Deutschen werde zuzueignen suchen. Mehrere angesehene Familien lassen ihre Kinder von deutschen Hofmeistern erziehen, und in den letzten Jahren sind selbst in das benachbarte Frankreich deutsche Erzieher und Jugendlehrer verschrieben worden. Die Treue und Kenntnisse der deutschen Hofmeister werden in Genf allgemein anerkannt und nach Verdienst geschätzt. Zugleich aber will man gefunden haben, daß sie weniger geschmeidig, oder, um den wahren Ausdruck beyzubehalten, viel kitzlicher seyen, und sich nicht so viel gefallen lassen als die französischen: ein Urtheil, das mich im Nahmen unsers Volks und seiner edlen Söhne innig erfreut hat. Eben so angenehm war mir die Nachricht, daß die deutschen Handwerker, die sich hier in großer Zahl niedergelassen haben, den französischen wegen der größern Güte und Wohlfeilheit ihrer

Arbeit vorgezogen werden. Aller dieser günstigen Urtheile und Vorurtheile ungeachtet ist dennoch unter den meisten Vornehmen und Geringen, die mit dem gegenwärtigen Zustande unsers Vaterlandes weniger bekannt sind, noch vieles von den falschen Begriffen übrig, die man vor nicht gar langer Zeit von Deutschland und den Deutschen allgemein hatte. Man denkt sich Deutschland sehr häufig noch als ein rauhes und rohes Land, in welchem junge Leute sich nicht lange aufhalten könnten, ohne an ihren Manieren oder äußern Sitten Schaden zu nehmen und merklich barbarisirt zu werden: als ein Land, in welchem vielleicht viel Gelehrsamkeit, aber wenig Genie, viele fleißige und geschickte Arbeiter, aber wenige Künstler und Erfinder seyen. Als ich einem Uhrhändler meine Sekundenuhr von dem berühmten Pfarrer Hahn in Echterdingen zeigte, gab er sie mir ganz kalt mit den Worten zurück, daß sie pour un ouvrage d' Allemagne ganz leidlich gearbeitet sey.

Die genferischen Schriftsteller klagten schon lange mit Recht darüber, daß viele der vornehmsten Familien in Genf die Thorheit der französischen Financiers angenommen hätten. Diese Nachahmung fremder

Sitten bestand aber doch mehr in der Nachäffung eines blendenden Pompes, in einem affectirten Stolze oder unrepublikanischer Kälte gegen Geringere, und in einer lächerlichen Eitelkeit und Galanteriesucht, als in einer kühnen und hohnsprechenden Verachtung aller Sittlichkeit. Vielleicht gibt es in Europa keine Stadt vom gleichem oder ähnlichem Reichthume, wo das höhere Publikum eine so strenge Sittenzucht gegen seine Mitglieder ausübt, als in Genf geschieht. Mehrere Freunde, die nichts weniger als Bewunderer von Genf waren, haben mich versichert, daß unter den Vornehmern keine einzige Familie sey, in welcher die Frau vom Hause es wagte oder wagen dürfte, ungescheut in verbotenen Verbindungen zu leben. Wenn eine angesehene Frau einen Fehltritt begehe, der anderswo ganz ungeahndet bleiben oder höchstens belacht werden würde; so verliere sie in Genf unfehlbar alle Achtung, und selbst ihre bisherigen Freundinnen zögen sich von einer solchen Sünderinn zurück. Die patricische Jugend hingegen macht sich von der väterlichen Gewalt oder vielmehr von dem Ansehen, welches die Väter in Deutschland während der ganzen Jugendzeit ihrer Söhne behaupten, noch viel früher als in Bern los.

Wenn die Söhne aus guten Häusern die Grenzen des Knabenalters kaum erreicht oder überschritten haben, so sehen sie sich als freye und unabhängige Herren an, wählen ihre Arbeiten, ihre Vergnügungen und Gesellschaften ganz nach ihrem Wohlgefallen, gehen mit ihren Vätern und Müttern wie mit fremden Personen um, und verlangen von ihren Ältern eben die Nachsicht, eben die Schonung und Aufmerksamkeit, wie von andern Menschen, denen sie gar keine Verbindlichkeit haben. Diese Ungebundenheit der genferischen Jugend verleitet manche junge Leute in einem Alter, wo man dergleichen in Deutschland kaum für möglich hält, in Verirrungen und Abenteuer, aus welchen sie ohne den unersetzlichen Verlust ihres guten Nahmens und des Glücks, welches sie in ihrer Vaterstadt erwartete, nicht gerettet werden können. Bey dem geringen Ansehen, welches die Väter über ihre Söhne ausüben, ist es noch ein Glück, daß die Obrigkeit und vorzüglich die Sindics als gemeinschaftliche Väter der genferischen Jugend, die ihnen von den Gesetzen empfohlene Sittenzucht ungeschwächt erhalten haben. Junge Genfer, welche die Absicht haben, in die Regierung zu kommen, oder sonst zu ehrenvollen Stellen befördert

zu werden, müssen sich, wenn sie nicht die Gunst ihrer Obern und das darauf sich gründende Glück verlieren wollen, in ihrem ganzen Betragen viel mehr beobachten, als junge Leute von gleichem Stande in Deutschland nöthig haben. — So unläugbar übrigens die gewinnsüchtige Gierigkeit der gemeinen und die kluge Sparsamkeit der reichen Genfer ist, eben so unläugbar ist es auch, daß eben diese reichen Genfer gegen Arme und Nothleidende viel mildthätiger und freygebiger sind, als man ihnen auswärts zutraut. Wenn also auch die Beyspiele von Filzigkeit nicht erdichtet sind, die man einigen genferischen Millionärs nacherzählt; so that man doch den übrigen Reichen das größte Unrecht, wenn man sie nach diesen wenigen Niederträchtigen beurtheilte. Ich fürchte fast, daß ich selbst durch meine vormahligen Schilderungen zur Ausbreitung des gemeinen Vorurtheils wider die Menschlichkeit der vornehmen Genfer etwas beygetragen habe. Sollte dieses wirklich geschehen seyn, so würde ich es eben so sehr bereuen, als ich es bedaure, daß ich bey meinem ersten Aufenthalte nicht so glücklich war, so viele schöne und liebenswürdige Genferinnen zu sehen, als mir schon heute und gestern vorgekommen sind. Wenn Genf

in Rücksicht der Schönheit seiner Töchter auch nicht mit Wien und einigen andern großen deutschen Städten wetteifern kann, so kann es meinen jetzigen Beobachtungen nach wenigstens mit einer jeden andern schweizerischen Stadt einen Wettkampf eingehen. Es gewährt einen angenehmen Anblick und gibt zugleich einen günstigen Begriff von der Größe und Allgemeinheit des Wohlstandes der hiesigen Einwohner, daß selbst die Frauen und Töchter gemeiner Bürger und noch mehr die Dienstmädchen in angesehenen Häusern fast ohne Ausnahme in weißem und sauber gewaschenen Musselin gekleidet sind. Auffallend war es mir, daß viele und vielleicht die meisten sonst gut gekleideten Frauenspersonen von der geringern Klasse nicht in Schuhen, sondern in Pantoffeln oder in niedergetretenen Schuhen gehen. Aus dieser Gewohnheit leite ich den schwankenden und ungewissen Gang der gemeinen Genferinnen ab, wenn nicht etwas Eigenthümliches in ihrem Körperbaue zum Grunde liegt.

In Genf habe ich es abermahls erfahren, wie schwer es auch dem vorsichtigsten und die Wahrheit aufrichtig suchenden Reisenden werde, den wirklichen Zustand der Dinge zu erforschen, selbst alsdann, wenn er sich an

einsichtsvolle rechtschaffene und dem Scheine nach unparteyische Männer wendet. Ich fragte mehrere Personen von entgegengesetzten Parteyen, so wohl ehemahlige Repräsentanten als Negatifs, die in aller Rücksicht unverwerflich scheinen, über die Wirkungen des Edicts von 1782 und über den Geist der gegenwärtigen Regierung, und von allen, die ich zuerst fragte, erhielt ich dieselbige Antwort: daß die neue Gesetzgebung äußerst verderblich, die darauf gegründete Regierung eben so verhaßt als despotisch und die Unzufriedenheit mit beiden ganz allgemein sey. Das Edict von 1782 nannte man nicht anders als das blaue oder schwarze Buch. Der kleine Rath, versicherte man, sey mächtiger als jemahls; die Mitglieder des großen Raths und die aus der Bürgerschaft erwählten Adjuncten seyen bloße Ja-Herren, und Handel und Wandel verfalle von Tage zu Tage, so wie Auswanderungen stets zunähmen oder fortdauerten. Wenn die Oligarchie der ehemahligen Negatifs nicht bald gemildert oder aufgehoben werde, so würden Betriebsamkeit und Wohlstand, gleich der Freyheit, aus den Mauern von Genf entfliehen, und mit dieser Tochter des Himmels in glücklichere Gegenden wandern. Als ich diese traurigen

Nachrichten nach wiederhohlten Bestätigungen schon als zuverlässig angenommen hatte, so führte mich ein günstiger Zufall in die Gesellschaft eines Mannes, der eben so gut als meine bisherigen Gewährsmänner unterrichtet, aber weniger als diese gegen die Regierung eingenommen war. In dem Edicte von 1782, sagte dieser, seyen freylich manche Punkte, womit weder die Repräsentanten, noch die Negatifs zufrieden seyen; allein nichts sey falscher als daß Bevölkerung, Handlung und Gewerbe seit der letzten Revolution abgenommen hätten. Vielmehr habe Genf nie eine so große Volksmenge und so blühende Manufakturen und Handlung, als in den letzten Jahren gehabt. Eigenthum und persönliche Sicherheit seyen heiliger und unverletzlicher als jemahls; nur suche die Regierung ganze Corpora, und nahmentlich die Geistlichkeit, zu schwächen, und daher rühre die Unzufriedenheit der Nicht-Laien und aller derer, die mit diesen genau verbunden seyen oder gleiches Interesse hätten. Die Obrigkeit habe es sich zum Grundsatze gemacht, den alten Parteygeist und die daher zu befürchtenden Gährungen durch eine weise und milde Regierung auszurotten. Sie unterstütze Arme und noch mehr fleißige Arbei-

ter mit fürstlicher Freygebigkeit; begünstige die ehemahligen Repräsentanten, wo sie ohne Schaden des gemeinen Bestens könne, und nähere sich der gemeinen Bürgerschaft mit viel mehr Herablassung und Güte, als sie sonst gethan habe. Gerade diese Bemühungen aber, die Liebe der Bürger und vorzüglich der Repräsentanten zu gewinnen, veranlaßten manche Negatifs zu Klagen, indem diese sich in ihren Erwartungen getäuscht fänden. Man braucht nur die ersten Abschnitte des Edicts von 1782 einzusehen, um sich zu überzeugen, daß der kleine Rath unmöglich eine größere oder nur eine so große Gewalt als vor 1782 besitzen, und die Macht des kleinen Raths wieder in den Händen einiger wenigen Familien seyn könne. Es sey stadtkündig, daß seit wenigen Jahren sechs Familien, die vormahls nie zu dieser Ehre gelangt seyen, das Glück gehabt hätten, Personen aus ihrem Mittel in den kleinen Rath zu bringen. Eben so notorisch sey es, daß der große Rath in weniger als einem Jahre, über hundert Vorschläge oder Entschließungen des Senats aufgehoben hätte, und daß die sechs und dreyßig Beysitzer oder Adjoints des großen Raths, die durch das Loos aus der Bürgerschaft gewählt werden, eben

so freymüthig und nachdrücklich als die wirklichen Mitglieder des großen Raths redeten. — Diese letztere Schilderung der gegenwärtigen Verfassung und Lage von Genf war mir um desto glaubwürdiger, weil sie mit den mir bekannten Urtheilen eines großen Staatsmannes überein stimmte, den ich vor meiner Ankunft in Genf zu sprechen das Glück hatte, und der Genf genauer kennt als die meisten seiner selbst aufgeklärten Einwohner.

Um aber Sie, mein werthester Freund, in Stand zu setzen, über den Werth der jetzigen Verfassung und des Edicts von 1782 zu urtheilen, ist es unumgänglich nothwendig, daß ich Ihnen einen kurzen Entwurf der wichtigsten Revolutionen dieses Freystaats vorlege; denn nur alsdann, wenn man die ehemahligen Schicksale von Genf, und besonders die letzten Klagen der Bürgerschaft, so wie die letzten Anmaßungen der Obrigkeit und der vornehmsten Familien kennt, nur alsdann ist man fähig, zu entscheiden, ob und in wie fern das Edict von 1782 den einen abgeholfen und auf die andern Rücksicht genommen, ob es eine drückende Oligarchie oder ein gemäßigtes Volksregiment gegründet habe?

Die Bürger von Genf besaßen schon Jahrhunderte lang unter der Regierung der

Bischöfe alle Vorrechte der höchsten Gewalt entweder uneingeschränkt oder mit geringen Einschränkungen *). Sie wählten ihre vornehmsten Magistratspersonen, gaben sich ihre eigenen Gesetze, legten sich selbst Schatzung auf, schlossen Bündnisse, und rathschlagten über alle wichtigen Angelegenheiten, welche die Gemeine betrafen. Als die Bischöfe zur Zeit der Reformation ihren bisherigen Wohnsitz verließen, so fielen alle die Vorrechte, welche sie bis dahin noch ausgeübt hatten, dem ganz entfesselten Volke zu, das nun in Calvin nicht bloß den Urheber einer reinern Lehre, nicht bloß den Wiederhersteller der Sitten, sondern auch einen ewig unvergeßlichen Gesetzgeber verehrte, und bis auf den heutigen Tag verehrt. Die ausübende Gewalt lag von den ersten Zeiten der Freyheit her vorzüglich in den Händen der vier Syndics, die jährlich von der versammelten Bürgerschaft aus der ganzen Bürgerschaft gewählt, und unter der Regierung der Bischöfe als die Fürsprecher und Vertheidiger der Rechte des Volks angesehen wurden. Diese vier Syndics wählten wieder seit

---

*) Dictionnaire geogr. et hist. de la Suisse I. p. 265. Tableau hist. et polit. des Revol. de Géneve, à Géneve 1782. par M. d'Ivernois p. 4.

undenklichen Zeiten aus den angesehensten und verständigsten Bürgern eine beliebige Zahl von Beysitzern, mit welchen sie sich bey wichtigen Vorfällen berathschlagen konnten; und aus diesen von den Syndics freywillig erwählten Beysitzern erwuchs endlich im Jahre 1437 der Senat, oder der kleine und enge Rath, der auch der Rath der Fünfundzwanziger genannt wird, weil er noch jetzt aus so vielen Mitgliedern besteht. Zwanzig Jahre nach der Errichtung des kleinen Raths fand es die Bürgerschaft nöthig, daß die Syndics und ihre beständigen Räthe bey gewissen Angelegenheiten eine noch größere Anzahl von Bürgern als bisher zu ihren Berathschlagungen zuzögen. Auf diese Art entstand der Rath der Funfziger oder Sechziger, der gleichfalls noch jetzt fortdauert, aber nur selten zur Vorbereitung von auswärtigen Angelegenheiten zusammen berufen wird. Dieser größere Rath wurde allmählich vermehrt, und im Jahre 1526 nach dem Beyspiele der vornehmsten schweizerischen Republiken auf 200 festgesetzt. Zehn Jahre nach der Stiftung des Raths der Zweyhunderte ließ sich die Bürgerschaft zu der Satzung bewegen: daß der kleine und große Rath ins künftige sich gegenseitig ergänzen und jährlich erwählen sollten. Die

Freunde der Freyheit halten diese Satzung mit Recht für das größte Gebrechen ihrer Verfassung und für die wahre Quelle alles Unglücks und aller Unruhen, die in diesem Jahrhunderte in Genf entstanden, und niemahls ganz und auf eine dauerhafte Art beygelegt worden sind *). Nachdem die beiden Räthe das Vorrecht erlangt hatten, sich gegenseitig zu erwählen; so wurde die jährliche Wahl sehr bald eine bloße Cäremonie, indem die Glieder des einen die Glieder des andern bestätigten, um von diesen wieder bestätigt zu werden; und beide Räthe fühlten sich eben so bald als unabhängige Körper, die von dem Unwillen und dem unmittelbaren Einflusse des Volks weiter nichts zu fürchten hätten. Durch die Wahlordnung vom Jahre 1536 wurde eins der ältesten Grundgesetze des Staats vereitelt: daß nähmlich keiner im Amte seyn solle, der dem Volke nicht gefällig sey; denn da die Bürgerschaft so wohl der Wahl als der Bestätigung der beiden Räthe und ihrer Mitglieder entsagt hatte, so mußte es nothwendig oft geschehen, daß Personen, welche sie verabscheute, in die Regierung und in die von beiden Räthen

*) Revol. de Géneve p. 8. 9.

abhängigen Ämter kamen. Die schlimmste Folge der Unabhängigkeit beider Räthe von dem Volke *) war diese, daß der kleine Rath unausgesetzt darnach trachtete, so wohl die Gewalt der Syndics als die Vorrechte des großen Raths in sich zu vereinigen. Diesem Streben nach einer beständigen Vermehrung von Macht widersetzten sich die Syndics nicht, weil sie nur alle vier Jahre Syndics seyn konnten, und hingegen ihr ganzes Leben durch Mitglieder des kleinen Raths blieben, und der Rath der Zweyhunderte that es eben so wenig, weil jedes Mitglied des großen Raths dereinst in den kleinen Rath zu gelangen hoffte. Schon im sechzehnten Jahrhunderte war der kleine Rath so eigenmächtig, daß er eins oder mehrere seiner Mitglieder, welche der große Rath entsetzt hatte, wegen der wichtigen Dienste, die sie dem Vaterlande geleistet hätten, in ihren Würden bestätigte. Eben so früh entkräftete der Senat das Vorrecht der Zweyhunderte: sich an jedem ersten Montage eines jeden Monaths zu versammeln, um über Sachen, die das gemeine Beste betreffen, zu rathschlagen, und dem kleinen Rathe Vorschläge zu thun. Der kleine Rath maßte

*) Iuamovibilité.

sich das ausschließende Vorrecht an: alle Vorschläge zu untersuchen, und wenn sie ihm mißfielen, zu verwerfen; eine Anmaßung, welche die Mitglieder des großen Raths schweigen machte oder unerhört ließ. Da die versammelte Bürgerschaft, oder das so genannte Conseil général im Jahre 1568 das Gesetz gab, daß in dem Rathe der Zweyhunderte nichts zur Berathschlagung kommen solle, was nicht vorher im kleinen Rathe abgehandelt worden, und wieder im Conseil général nichts, worüber man nicht im kleinen so wohl als großen Rath gerathschlagt habe *); so zog der Senat bald die vornehmsten Zweige der ausübenden Gewalt an sich: Verwaltung nähmlich der Finanzen, oberste Aufsicht in Polizey- und Kriegssachen, die höchste bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit, die Vorbereitung aller Gesetze und die Vergebung aller Ämter, die dem großen und allgemeinen Rathe nicht ausdrücklich vorbehalten waren.

So sehr aber auch der kleine Rath seine Macht vergrößerte, und in einzelnen Fällen mißbrauchte, so veranlaßte er doch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte keine gefährliche Unruhen oder Ausbrüche von

---

*) Ib. p. 15. 19.

Unzufriedenheit. Im sechzehnten Jahrhunderte vereinigte die beständige Furcht vor den Ansprüchen und Unternehmungen von Savoyen den Magistrat und die Bürgerschaft, und machte, daß der erstere seine Mitbürger schonte, und die andere ihre Obrigkeit nicht so scharf als im sichern Frieden beobachtete, oder auch manche Schritte durch die Nothwendigkeit schleuniger Maßregeln entschuldigte. Als im vorletzten Jahrhunderte die Furcht vor Savoyen im Frieden von 1603 verschwand, so erhielt die Einfalt der Sitten, die geringe Ungleichheit der Glücksgüter, und die daher entstehende vertrauliche Gemeinschaft der Magistratspersonen und der übrigen Bürger die innere Ruhe unverrückt noch mehrere Menschenalter fort. Die Häupter des Staats weigerten sich nicht, die Kinder der geringern Bürger zur Taufe zu halten. Aus dieser Gevatterschaft entsprang ein natürliches Verhältniß von Patronen und Clienten, wodurch die Vornehmen sich zur Beschützung der Geringern verpflichtet glaubten, und diese in jenen treue Helfer, Rathgeber und Fürsprecher fanden. Wie unbedeutend Handel und Gewerbe in dem jetzt so blühenden und volkreichen Genf vor der Aufhebung des Edicts von Nantes *) ge-

*) l. c. S. 26.

wesen seyen, erhellt allein daraus, daß noch in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das Gras in den Straßen der Stadt wuchs, und daß man Häuser nicht einmahl gegen die Unterhaltung der Dächer vermiethen konnte, ungeachtet man im funfzehnten Jahrhunderte 2485, und im sechzehnten 3222 neue Bürger angenommen hatte. In Ansehung des Bürgerrechts verhielt es sich in Genf eben so wie in Bern und andern Städten. So lange die Einwohner von Genf mancherley Gefahren oder Beschwerden zu fürchten hatten, nahm man alle brauchbaren Fremdlinge, die sich niederlassen wollten, mit der größten Bereitwilligkeit auf, und in bedenklichen Zeitläuften zwang man oft Fremdlinge, entweder die Stadt zu räumen, oder sich als Bürger einschreiben zu lassen. Als aber die Zeiten ruhiger und die Lage der Genfer Bürger, verglichen mit dem Schicksale der benachbarten Staaten, beneidenswerth wurde, da erschwerte man auch die Erlangung des Bürgerrechts; und nun entstanden die verschiedenen Klassen der Einwohner, deren Ursprung von einigen schon in sehr alte Zeiten hinauf gerückt wird. Vollkommene Bürger oder Citoyens sind diejenigen, deren Großältern schon das Bürgerrecht gehabt haben, und

die allein das Recht besitzen, in den großen und kleinen Rath so wie in alle Ämter zu kommen. Kleinbürger hingegen, oder Bourgeois nennt man solche, die entweder selbst oder deren Ältern das Bürgerrecht erhalten haben. Diese können zwar in den Volksversammlungen ihre Stimmen geben; allein sie habeu keinen Antheil an der Regierung, und an den Ämtern der Republik. Von beiden unterschieden sich die Insassen oder Habitans und deren in Genf geborne Kinder, oder die so genannten Natifs, nicht bloß dadurch, daß sie von den Volksversammlungen und der Regierung ausgeschlossen waren, sondern daß sie auch nicht einmahl Handel und die höheren Künste und Professionen treiben konnten.

Unter den vielen Tausenden von Flüchtlingen, welche die Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieb, kamen auch viele nach Genf, und wurden von dem Magistrate, der in diesem Falle weiser als die Bürgerschaft war, mit offenen Armen aufgenommen. Weil manche Bürger sich der Aufnahme der Fremdlinge widersetzten, so sagte der damahlige erste Syndic, Jean Lambert: Ich wundere mich sehr über eure Abneigung gegen diese Fremdlinge; denn wie viele sind unter euch, die nicht erst seit hun-

dert Jahren in diese Stadt gekommen sind? Das Vermögen, die Künste und die Thätigkeit, welche die neuen Bürger nach Genf brachten, erweckten Handel und Gewerbe bis zu einem Grade, den sie vorher nie in Genf erreicht hatten. Aus dem aufblühenden Handel und Industrie entstand Ungleichheit der Güter. Die Reichen und Vornehmen entfernten sich allmählich von der geringern Bürgerschaft, und bauten sich auf dem obern Theile der Stadt an. Die Rathsherrenwürde wurde in einigen wenigen Familien beynahe erblich, und auch die Mitglieder des großen Raths wurden verhältnißmäßig nur aus einer kleinen Zahl von Geschlechtern gewählt.

Dieser Hang der Verfassung zur Oligarchie erregte Unzufriedenheit unter der Bürgerschaft, unter welcher sich schon zu viel Wohlstand und Aufklärung fand, als daß sie nicht die eingeschlichenen Mißbräuche und die Mittel dagegen hätte rügen und erkennen sollen. Die Bürgerschaft verlangte daher im Jahre 1707, daß die seit funfzig Jahren in den großen Rath eingeführte Gewohnheit, nicht laut und mündlich, sondern durch Billette zu stimmen, auch in den Volksversammlungen gebraucht; daß ferner alle politischen Verordnungen gedruckt, alle bürgerlichen Gesetze nachgesehen und gleichfalls bekannt gemacht; daß

die Zahl der Personen von demselbigen Nahmen und Geschlechte, die in beiden Räthen sitzen könnten, eingeschränkt; und daß endlich das Volk zu bestimmten Zeiten zusammen gerufen werden solle, um über die innern Angelegenheiten zu rathschlagen. Es gelang der Obrigkeit, die meisten von diesen Forderungen zu vereiteln, indem sie dieselben zugestehen zu wollen schien. Die Ankunft von fremden Truppen in der Nachbarschaft von Genf diente dem Magistrate zum Vorwande, sich zur Sicherheit der Stadt von Zürch und Bern eine Besatzung auszubitten. Als diese angelangt war, fing der Senat sogleich an, scharfe Untersuchungen gegen diejenigen anzustellen, welche die Rechte der Bürger am muthigsten vertheidigt hatten. Zwey dieser edlen Verfechter der Freyheit, le Maitre und Fatio wurden auf die ungerechteste Art, der eine öffentlich, der andere im Gefängnisse, hingerichtet. An den übrigen, die entflohen waren, ließ man ähnliche Strafen in effigie vollziehen, oder man verbannte sie, oder belegte sie sonst mit schimpflichen Strafen. Die Bürgerschaft, die durch die fremden Hülfsvölker in Furcht gesetzt war, ertrug diese blutigen Gewaltthätigkeiten mit einem stummen Schmerze, und ließ sich sogar im Jahre 1712 bereden, die periodischen

Volsversammlungen und das Opiniren, oder das Reden und Rathschlagen bey dem Stimmengeben in den Conseils généraux abzuschaffen.

Das Recht, neue Auflagen zu bewilligen, gehörte unläugbar einzig und allein dem Conseil général oder dem versammelten Volke zu. Nichts desto weniger erhöhte die Obrigkeit die Auflagen, die zur Vollendung der nach einem zu großen Plane angefangenen Festungswerke erfordert wurden. Man erklärte die Vorstellungen, die der bekannte Micheli dagegen machte, und die bessern Vorschläge, die er that, für aufrührerisch, beraubte ihn seines Bürgerrechts und seines Vermögens, verwies ihn aus der Stadt, und vermochte die Regierung von Bern dahin, daß sie Micheli aufheben und auf die Festung Aarburg bringen ließ. Nicht zufrieden, die Bürgerschaft eigenmächtig mit Auflagen zu beschweren, nahm man sogar gegen geringe und willkürlich festgesetzte Preise manche kleine Grundstücke weg, welche in die Festungswerke hinein gezogen werden sollten. Als die Bürger hierüber Klagen erhoben, wies man sie als unruhige Schreyer zur Ruhe. Bald nachher aber wurden die durch das Betragen des Magistrats schon gereizten Gemüther im höchsten Grade aufgebracht, als man entdeckte,

daß die Obrigkeit allerley heimliche Maßregeln zur Entwaffnung der Bürger und zur Bewaffnung der Arbeiter an den Festungswerken genommen hatte. Der Magistrat suchte zwar in Verbindung mit den Gesandten von Zürch und Bern die Bürgerschaft zu besänftigen; allein endlich drang diese drohend darauf, daß sechs obrigkeitliche Personen, die man für die Haupturheber der Verschwörung wider das Volk hielt, verwiesen und auch die wichtigsten Beschwerden abgestellt wurden. Diese Gerechtigkeit verschaffte sich die Bürgerschaft gegen das Ende des Jahres 1734. Weit entfernt, durch diesen muthigen Schritt Frieden zu erhalten, erbitterte man dadurch die unterliegende Partey nur noch mehr gegen die siegreiche. Die Anhänger der Verwiesenen boten in und außer der Stadt alles auf, um ihre Freunde wieder zurück zu bringen, und da man diese Absicht durch Vermittelung und Güte nicht erreichen konnte; so ließ man es endlich auf den Ausschlag der Waffen ankommen. Am 21. Aug. 1737 entstand ein allgemeines Kriegsgeschrey. Die Partey der Verwiesenen kam mit den Bürgern in ein blutiges Handgemenge, in welchem aber die letztern die Oberhand behielten. Durch diesen Aufstand war die Obrigkeit und das Volk in Genf so sehr entzweyt

worden, daß es schien, als wenn die eine und das andere sich ohne die Dazwischenkunft fremder und uneingenommener Mittler nicht wieder vereinigen würden. Der französische Hof und die Republiken Zürch und Bern schickten deßwegen Abgeordnete nach Genf, und diese brachten das berühmte Edict von 1738 zu Stande, in welchem keine Partey unterdrückt, und die gegründeten Rechte und Forderungen von beiden, so viel es möglich war, verbunden und befriedigt wurden. Man hat zwar diesem Edicte den Vorwurf gemacht, daß es dem Senate zu viel Macht gelassen oder gegeben, und daß es besonders die Obrigkeit durch die beständige Fortdauer der Auflagen, die vor 1714 eingeführt gewesen, von dem Volke ganz unabhängig gemacht habe; allein diese Vorwürfe sind ungegründet, oder wenn auch der kleine Rath ein oder das andere neue Vorrecht erhielt, so wurden diese der Bürgerschaft durch die genaue Bestimmung aller Theile der ihr zukommenden höchsten Gewalt, und durch die Abschaffung vieler Mißbräuche und Staatsgebrechen mehr als vergütet. Indem das Edict von 1738 die Abgaben, die älter als 1714 waren, gleichsam verewigte, erkannte es zugleich dem Volke das ihm streitig gemachte Recht zu, neue Auflagen zu bewilligen, und

ließ die Abgaben zur Ausführung der Festungs-werke im Jahre 1750 aufhören. Wenn ferner das Edict von 1738 verordnete, daß im Rathe der Zweyhunderte nichts vorgetragen werden solle, was nicht im kleinen Rathe abgehandelt und gebilligt worden, und wieder im Conseil général nichts, was nicht der große so wohl als der kleine Rath untersucht und gutgefunden hätte; so wurde auf der andern Seite der Bürgerschaft die gesetzmäßige Erlaubniß gegeben, ohne Verweise oder Verantwortung fürchten zu dürfen, ihre Klagen bey der Obrigkeit vorzubringen. Das Edict schwächte die oligarchische Gewalt des kleinen Raths und der mächtigen Familien durch viele weise und auch in der Folge unter allen Revolutionen beybehaltene Artikel. Es schloß mehr als die bisherigen Sitten Blutsverwandte oder auch andere nahe Verwandte vom kleinen Rathe aus. Es gestattete keinem Candidaten vor dem dreyßigsten Jahre den Zutritt zu dem großen Rathe, und vermehrte den letztern bis auf 250 Mitglieder. Es gab einem jeden peinlich angeklagten Bürger und Einwohner von Genf die Freyheit, einen Procurator, einen Advocaten und zwey bis vier Freunde zu seinen Vertheidigern und Beyständen zu wählen, und von dem Urtheile des kleinen Raths an den großen zu appelliren,

durch welche Verordnungen die furchtbare Gewalt des kleinen Raths über Leben und Tod gebrochen, und die Freyheit, das Leben und Vermögen der Bürger viel mehr als vormahls gesichert wurden. Endlich untersagte das Edict von 1738 alles Einlassen von Hülfsvölkern, alle Vermehrung der Garnison, die auf 720 Mann festgesetzt wurde, und gestattete den Natifs oder den Ingebornen von Genf den Zugang zu allen Handwerken, in welchen sie eben so gut, als die Bürger, Meister werden konnten, wenn sie das leisteten, was in solchen Fällen auch die Bürger leisten mußten. Wenn in dem unparteyischen Edicte von 1738 irgend ein Theil begünstigt genannt werden könnte, so wäre es unläugbar nicht der kleine, sondern der große Rath und die Bürgerschaft, und wenn man etwas daran tadeln wollte, so wäre es die gänzliche Unbestimmtheit, worin es die Bürger in Ansehung der Mittel ließ, wodurch sie die Obrigkeit zur Abstellung ihrer Beschwerden nöthigen, oder Beschwerden und streitige Punkte vor das Conseil général zur Entscheidung bringen konnte. Allein man kann die Vermittler deßwegen nicht anklagen, daß sie künftige Fälle nicht voraus sahen, an welche selbst die Bürgerschaft nicht dachte, und daß sie ein Geheimniß nicht fanden, nach welchem man in Genf selbst bis 1782 verge-

bens gesucht hat. Das Ediet von 1738 verdiente es also vollkommen, daß es von der Bürgerschaft beynahe einstimmig und mit der dankbarsten Freude angenommen, und als ein Grundgesetz gutgeheißen wurde.

Das neue Edict bestimmte nicht bloß die Rechte der verschiedenen Stände, und stellte nicht bloß Ruhe und Frieden wieder her; sondern es wurde auch die Quelle der außerordentlichen Betriebsamkeit und des hohen Wohlstandes, die sich seit einem halben Jahrhunderte in Genf immer vermehrt haben. Weil die Natifs zu allen Professionen zugelassen wurden, so legte man sich mit einem eben so allgemeinen als glücklichen Eifer auf die Uhrmacherkunst, die nicht wie andere Fabriken einige wenige Unternehmer bereichert, indem sie die fleißigen Arbeiter darben läßt, sondern vielmehr die letztern mit Wohlhabenheit lohnt, sie dadurch freyer und fähiger macht, sich selbst und ihre Kinder auszubilden. Mit dem verbesserten Zustande der Natifs nahm auch zugleich ihre Zahl so sehr zu, daß man sie im Jahre 1782 der Zahl aller Bürger gleichschätzte. Das Emporkommen des Standes der Natifs erfüllte die Obrigkeit mit ängstlichen Besorgnissen, indem sie nicht ohne Grund befürchtete, daß höheres Glück und besse-

re Kenntnisse immer neue Wünsche der Vermehrung ihrer Rechte erwecken möchten. Je mehr die Natifs und geringern Bürger an Vermögen und Aufklärung zunahmen, desto mehr zogen sich die Vornehmen von ihnen zurück, und es kam also bald dahin, daß die Reichen die Kaffeehäuser und selbst die Übungsplätze der Bürger gänzlich mieden.

Ungeachtet der Magistrat mehrere Bedingungen des Edicts von 1738 nicht erfüllte oder gar übertrat, so würde sich doch die Bürgerschaft wahrscheinlich noch lange ruhig verhalten haben, wenn nicht die Obrigkeit sich durch die Familie Tronchin im Jahre 1762 hätte verleiten lassen, den Emil und Contrat Social von Rousseau als ärgerliche, und für die Religion nicht weniger als für den Staat gefährliche Schriften zu verdammen, und durch die Hand des Büttels zerreissen zu lassen. Nachdem man sich alle mögliche Mühe gegeben hatte, die Vollziehung der Strafe aufzuhalten; so überreichte zuerst eine kleine Zahl von Freunden des gekränkten Schriftstellers eine Vorstellung, worin sie um die Aufhebung des widerrechtlichen gegen ihren Mitbürger gefällten Urtheils bat. Der Senat verwarf diese Vorstellung als ungültig mit stolzer Verachtung. Rousseaus Freunde, die

sich täglich vermehrten, wiederhohlten ihre Beschwerden und Forderungen, der kleine Rath schlug sie immer von neuem ab, weil er, wie er behauptete, das droit négatif oder das Recht besitze, alle Vorstellungen der Bürgerschaft, die er für grundlos oder bedenklich halte, abzuweisen. Wenn dieses nicht wäre, sagte die Obrigkeit, so würde jede Vorstellung der Bürger ein Befehl an die Obrigkeit seyn, den Inhalt derselben zu bewilligen, oder gleich dem versammelten Volke vorzutragen; und bey einer solchen Bewandtniß der Sachen würde man eine jede Neuerung einführen, und die heiligsten Gesetze umstoßen oder erschüttern können. — So bald der Magistrat mit diesen Ansprüchen hervor trat, so verlor die Bürgerschaft die erste Hauptveranlassung zu ihren Beschwerden aus den Augen, und erhob sich gegen das droit négatif als gegen den Zerstörer ihrer Freyheit und Verfassung. Wenn die Obrigkeit, sagten die Bürger, das Recht besäße, alle unsere Vorstellungen über beleidigte Gesetze unerhört bey Seite zu legen; so würde sie alle Gesetze verdrehen und übertreten können, wie sie wollte, ohne daß die Bürger dieses zu hindern im Stande wären. Sie würde Richterinn in ihrer eigenen Sache, und als will-

kürliche Auslegerinn der Gesetze unumschränkte Gesetzgeberinn werden, wofür das Edict von 1738 einzig und allein die rechtmäßig versammelte Bürgerschaft erklärt hat. Von dieser Zeit an wurden die Benennungen der Négatifs und Représentans gewöhnlich.

Zu den erwähnten Streitigkeiten gesellten sich andere über das Recht, welches der Magistrat ansprach, jeden Bürger vorläufig in Verhaft zu nehmen, und über die Freyheit der Bürgerschaft, die Candidaten des Syndikats, die ihr von dem Senate vorgeschlagen würden, entweder zum Theile, oder auch ganz zu verwerfen. Weil der Magistrat verzweifelte, daß er die Bürger bewegen würde, von ihren Forderungen abzustehen, und die angemaßten Rechte der Obrigkeit anzuerkennen, so rief er abermahls den französischen Hof und die Republiken Zürch und Bern als vermittelnde Mächte an. Die Abgesandten dieser Staaten neigten sich fast ganz auf die Seite des Magistrats, und entwarfen einen Friedensplan, in welchem die Gewalt des Senats weit über die Grenzen, die ihr im Edicte von 1738 gesetzt worden waren, erweitert, in eben dem Verhältnisse die Rechte der Bürgerschaft eingeschränkt, und für alle die Opfer, die man von ihr

verlangte, keine andere Entschädigung gegeben wurde, als daß bey jeder Ergänzung des großen Raths aus jedem der Quartiere sieben Mitglieder erwählt, und ein Tribunal von 79 Personen niedergesetzt werden sollte, das über die Gültigkeit aller Vorstellungen der Bürgerschaft zu entscheiden habe. In dieses wichtige Tribunal wollte man aber nur ein Drittel der Mitglieder aus der Bürgerschaft, und die übrigen zwey Drittheile aus dem Rathe der Sechziger und Zweyhunderte genommen wissen. Die Bürgerschaft verwarf diesen Plan aller Drohungen ungeachtet, wodurch der französische Hof sie zu schrecken suchte, am 15. Dec. 1761 mit 1095 Stimmen gegen 515. Gleich nach diesem Schritte zogen sich die Gesandten der vermittelnden Mächte aus Genf zurück. Der Handel und alle übrige Gemeinschaft der Repräsentanten mit Frankreich wurde aufgehoben, und so wohl durch diese Sperrung als durch die plötzliche Zurückforderung der Gelder, welche die reichen Negatifs den repräsentantischen Bürgern vorgestreckt hatten, wurden viele Häuser zu Grunde gerichtet. Nichts desto weniger beharrten die Bürger unerschütterlich auf dem Vorsatze, ihre Freyheiten und Vorrechte nicht kleinmüthig aufzuopfern. Zum großen Glücke der Repräsen=

tanten fing der Herzog von Choiseul endlich an wahrzunehmen, daß er von dem Agenten des Magistrats hintergangen worden, und daß die Repräsentanten kein solcher verächtlicher Haufe von Aufrührern seyen, als man ihm dieselben abgemahlt hatte. Er schrieb daher an den Senat, daß er ihn in der Bemühung, sich mit der Bürgerschaft zu vergleichen, nicht stören wolle. Der Magistrat lehnte zwar den Vorsatz eines friedlichen Vergleichs mit den Bürgern aus allen Kräften von sich ab, und suchte den französischen Hof von neuem zu bewegen, der Bürgerschaft die verworfenen Bedingungen durch fortgesetzte Strenge aufzudringen; allein der Herzog von Choisel war einmahl der genferischen Streitigkeiten und der fruchtlosen Versuche, sie beyzulegen, müde, und ließ den Senat in Genf ohne die kräftige Unterstützung, auf welche er gewiß gerechnet hatte. Die kalte Gleichgültigkeit des französischen Hofes nöthigte zuletzt die hülflose Obrigkeit, ernstliche Schritte zur Aussöhnung mit der Bürgerschaft zu thun. Diese Aussöhnung kam nach einer kurzen Unterhandlung glücklich zu Stande, und wurde am 11. März 1768 in einem feyerlichen Vergleiche oder Edicte, mit einer überwiegenden Mehrheit von 1207 Stimmen gegen

37, besiegelt. In diesem Edicte entsagten die Obrigkeit und die Bürgerschaft beiderseits mehrern Ansprüchen; doch erhielt die Obrigkeit nicht so viel, als sie zugestand, und auch die Bürger gewannen weniger als die Natifs. — Die Grenzen des droit négatif blieben unbestimmt. Die Bürger thaten auf ihr bisheriges Recht, die ihnen vorgeschlagenen Candidaten des Syndikats zum Theile oder auch ganz zu verwerfen, Verzicht, erlangten aber statt dessen bey jeder Ergänzung des großen Raths die Wahl der Hälfte der neuen Mitglieder, und dann das gefährliche Recht, jährlich vier Mitglieder des kleinen Raths absetzen zu können, welches Recht man das droit de réelection nannte. Damit dieß Recht nicht unter dem Einflusse einer noch frischen Erbitterung und einer persönlichen Rache ausgeübt würde, so setzte man fest, daß es fünf Jahre ruhen solle, und alsdann erst vollzogen werden könne. Auch solle es nie wider die vier abgehenden Syndics Statt finden, und die erledigten Stellen sollten nicht von der Bürgerschaft, sondern von dem großen Rathe wieder besetzt werden. Die Obrigkeit versprach ferner, daß in Zukunft kein Bürger in Verhaft genommen werden solle, bevor er nicht, wenn er es verlange, zu einem der vier Syndics oder zum Lieute-

nant geführt worden; und diese sollten dann untersuchen, ob Gefängißstrafe nothwendig oder ob eine Bürgschaftleistung hinreichend sey. Noch weniger waren die neuen Vorrechte der Bürger: daß die Garnison nie in Privathäuser eindringen solle, ausgenommen um Missethäter aufzusuchen, und auch alsdann nur, wenn sie mit einem Befehle des Syndic de la garde versehen sey; daß jeder Angeklagte die Freyheit habe, die Mittheilung der Prozeßacten zu verlangen, und sich durch einen Anwald vertheidigen zu lassen; daß endlich der Senat nicht mehr die Macht haben solle, solche, die wegen so genannter delits mineurs angeklagt würden, vorläufig gefangen nehmen zu lassen. Die Natifs erhielten die Freyheit, mit den Arbeiten ihres Gewerbes zu handeln, auswärtige Commissionen zu übernehmen, und Ärzte, Wundärzte und Apotheker, so wie Gildenmeister in allen Professionen zu werden, wo mehr als zwey vorhanden seyen. Das Urtheil wider Rousseau wollte der Magistrat durchaus nicht zurück nehmen. Über die Vermehrung der Besoldungen der Syndics und der Rathsherren gab er bloß unbestimmte Versprechungen. Auch wollte er sich nicht dazu verstehen, jährlich so viele neue Bürger aus dem Stande der Natifs zu nehmen, als um wel-

che die Bürgerschaft sich vermindern würde, bey welcher Verabredung in jedem Jahre unngefähr zehn Natifs das Bürgerrecht zu erlangen hätten hoffen können. Fünf war die höchste Zahl von Natifs, welchen der Magistrat jährlich das Bürgerrecht zu schenken versprach.

Es ließ sich freylich voraus sehen, daß die oligarchische Partey das Edict von 1768 im Herzen verfluchte, und über kurz oder lang dasselbe zu vernichten suchen würde; allein kaum hätte man vermuthen sollen, daß die so sehr begünstigten Natifs ihre Unzufriedenheit viel heftiger als die eingeschränkten Oligarchen äußern, und zwar gegen die Bürger äußern würden, die sich ihrer stets treulich angenommen hatten, und ihnen gern noch größere Vorrechte verschafft hätten, als der Senat zugestehen wollte. Auch war die Unzufriedenheit der Natifs mit dem letzten Edicte und mit den Repräsentanten größten Theils erkünstelt, oder sie wurde, um mich keines zweydeutigen Ausdrucks zu bedienen, meistens durch künstliche Aufhetzungen erweckt. Die Häupter der Negatifs beklagten es mit einem scheinbar aufrichtigen Leidwesen, daß sie den Wunsch der Natifs, den Bürgern gleich zu werden, nicht kräftig unterstützen könnten, weil ihnen durch

das Edict von 1768 und durch die der Bürgerschaft gestattete Reelection aller Einfluß wäre benommen worden. Noch mehr als durch diese Klagen wurden die Natifs durch die Vorspiegelungen des damahligen französischen Residenten Hennin und des mit ihm einverstandenen alten Dichters von Ferney in Flammen gesetzt. Hennin versprach den Natifs die Unterstützung des französischen Hofes, um sie dadurch zu Meutereyen zu reizen, von denen er hoffte, daß sie die Unzufriedenen bewegen oder nöthigen würden, Genf zu verlassen und sich in Versoy zu besetzen. Der Herzog von Choiseul erlaubte es, daß der Resident seinen Nahmen mißbrauchte, weil er gerade damahls seinen Lieblingsplan, aus Versoy eine blühende Handelsstadt und eine Nebenbuhlerinn von Genf zu machen, mit dem größten Enthusiasmus betrieb, und weil Hennin ihm geschrieben hatte, daß die unzufriedenen Natifs wahrscheinlich nach Versoy kommen und die Uhrmacherey mitbringen würden. Die Einblasungen der listigen Negatifs und des verschmitzten Hennin erhöhten die Begierde der Natifs nach bürgerlicher Gleichheit zu einer Art von Wuth, in welcher sie die giftigsten Spottlieder auf das Edict von 1768 absangen, die unüberlegtesten Drohungen

gegen die Obrigkeit und die Bürger ausstießen, und zuletzt öffentliche und ernstliche Anstalten zu einer blutigen Empörung machten. Wenn die Bürger von Genf damahls auch schon fähig gewesen wären, alle ihre gesetzmäßigen Vorzüge aufzuopfern, und den Natifs oder deren Nachkommen gleiche bürgerliche Rechte mit sich selbst zuzugestehen; so würde der Gedanke einer solchen Wohlthat durch die unbesonnenen Gewaltthätigkeiten der Natifs unterdrückt worden seyn. Anstatt also aus Liebe zum innern und dauerhaften Frieden den Forderungen der drohenden Natifs nachzugeben, vereinigten sich vielmehr die Bürger mit der Obrigkeit gegen dieselben, und entwaffneten sie mit Gewalt, als diese am 15. Febr. 1770 ohne vorhergegangene gemeinschaftliche Verabredung in einzelnen Haufen zu den Waffen zu greifen anfingen. Die triumphirende Bürgerschaft und Obrigkeit brauchten ihren Sieg mit einer Großmuth und Mäßigung, die ihrer Menschlichkeit und Weisheit gleich viel Ehre bringt, und die um desto mehr Lob und Bewunderung verdient, wenn man sie mit der unversöhnlichen Rachbegierde anderer schweizerischen Regierungen gegen unruhige Bürger und Unterthanen zusammen hält. Man nahm alle diejenigen Natifs, die durch Er-

ziehung, Kenntnisse, Vermögen und untadeliges Betragen einer solchen Ehre würdig schienen, als Bürger an; den übrigen schenkte man einige neue Rechte, und verwies nur acht Natifs, die den meisten Antheil an den Unruhen gehabt hatten, freylich ohne gerichtliche Untersuchung und Urtheil, aber doch durch die Stimme des Volks oder des Conseil général, das sich allein über die gewöhnliche Gerichtsordnung hinaus setzen durfte, wenn dieses jemahls selbst dem Gesetzgeber erlaubt seyn könnte.

Kaum war die Gefahr wieder verschwunden, welche die Obrigkeit und Bürgerschaft vereinigt hatte, als die Parteyen der Negatifs und Repräsentanten sich abermahls zu spalten anfingen. Diese Spaltung und der daher entstehende geheime Krieg wurde immer mehr durch den Unglauben und die Sittenlosigkeit befördert, welche die genaue Verbindung der vornehmsten Familien mit Voltaire, und die häufigen Reisen der jungen und reichen Genfer nach der Hauptstadt Frankreichs erzeugten und verbreiteten. Die Söhne aus den vornehmsten Familien brachten aus Paris neben einer thörichten Eitelkeit eine ungemessene Prachtliebe, eine kühne Verachtung der Religion, einen entschiedenen Geschmack an Schauspielen und an-

dern glänzenden Vergnügungen, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen republikanische Einfalt und Gleichheit, und vorzüglich den unseligen Hang mit, in den französischen Fonds zu spielen. Während daß die Reichen sich nach den französischen Philosophen und Generalpächtern bildeten, und ihre Schätze durch glückliches Spiel verdoppelten, stärkten sich die repräsentantischen Familien durch eine unablässige Betriebsamkeit und durch eine sorgfältige Erziehung ihrer Kinder, auf welche sie viel mehr Mühe und Kosten als vormahls wandten, weil sie nach dem Edicte von 1768 hoffen konnten, ihre Söhne in den großen Rath zu bringen. Auch hatte die Volksparteÿ im de Lüc, Roveray, Claviere, Reybaz und mehrern andern solche Vertheidiger, die den Häuptern der Gegenparteÿ an Talenten und Kenntnissen nicht weniger als an Tugenden überlegen waren.

Nach dem Frieden oder, wenn man lieber will, nach dem Waffenstillstande von 1768 war die erste Veranlassung neuer und öffentlicher Streitigkeiten zwischen dem Magistrate und der Bürgerschaft, eine vollständige Sammlung aller politischen Gesetze, welche die Obrigkeit schon 1738 versprochen, aber noch immer nicht geliefert hatte. Die

Bürger glaubten sich um desto mehr berechtigt, auf eine solche Sammlung von Gesetzen zu dringen, da der Senat sich bald auf alte, dem Volke unbekannte Gesetze berief, bald auch bekannte Gesetze unter dem Vorwande übertrat, daß sie schon lange durch verjährte und entgegengesetzte Gewohnheiten aufgehoben seyen. Die Obrigkeit gab endlich im Jahre 1774 den ersten Versuch eines Gesetzbuchs heraus, womit aber die Bürgerschaft nicht zufrieden war, weil diese Arbeit weder eine vollständige Sammlung aller Gesetze, noch eine mit ihrer Bewilligung veranstaltete Revision und Verbesserung der veralteten und unbrauchbaren Gesetze enthielt. Da der Senat die Bitte der Bürgerschaft, eine vollständige Sammlung aller Gesetze machen zu lassen, hartnäckig abschlug; so strafte die Bürgerschaft diesen Eigensinn dadurch, daß sie im Anfange des Jahres 1777 zum ersten Mahle von dem droit de réelection Gebrauch machte, und vier der hitzigsten Oligarchen ihrer Rathsherrenwürde entsetzte. Die entsetzten Mitglieder des kleinen Raths wurden durch diese Strafe so wenig gebeugt, daß sie sich vielmehr als Märtyrer der guten Sache ansahen, und vier Jahre nachher hatten sogar vier abgesetzte Senatoren die Unverschämtheit, sich gleich

am folgenden Tage von neuem wählen zu lassen. Der größere Theil des kleinen und großen Raths wurde aber doch durch die unerwartete Vereinigung der Bürgerschaft so erschüttert, daß er sich dazu verstand, eine Commission niederzusetzen, die zur Hälfte aus Negatifs und zur Hälfte aus Repräsentanten bestehen, und eine unparteyische Revision aller Gesetze zu Stande bringen sollte. So bald die erste Probe der Arbeit dieser Gesetzcommission erschien, so erhoben die Häupter der oligarchischen Partey, die während der Zeit einen festen Fuß im Kabinette zu Versailles gefaßt hatten, ein solches Geschrey über den demagogischen und demokratischen Ton der neuen Gesetzgebung, daß der große Rath eigenmächtig, und ohne vom kleinen Rath, wie die Verfassung von Genf es mit sich brachte, dazu aufgefordert zu seyn, die Gesetzcommission aufhob, und rund heraus erklärte, daß er keine andere Sammlung und Revision der Gesetze zugeben würde, als die von gutgesinnten, daß heißt, von oligarchischgesinnten Männern gemacht würde. Die Häupter der Negatifs würden nicht das Herz gehabt haben, den Rath der Zweyhunderte zu einem so gesetzwidrigen Betragen zu verleiten, wenn es ihnen nicht unterdessen gelungen wäre, durch einen heim-

lichen Abgeordneten und zwey Tronchins den Grafen von Vergennes zu gewinnen, und diesem sogar ihren Gönner, den ehemahligen Residenten in Genf, Hennin, zum ersten Commis im Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu empfehlen. Vergennes verhehlte es gar nicht, daß er die demokratische Regierungsform hasse, und daß er Genf, so lange es diese Verfassung habe, für eine Pflanzschule von Aufruhr halte, der sich von dort aus leicht in die benachbarten Staaten verbreiten könne. Man hatte über dieß dem Grafen von Vergennes eingebildet, daß bisher alle Franzosen, die mit Genfern in Streitigkeiten verwickelt worden seyen, ihre Prozesse verloren hätten, wenn ihre Forderungen gleich noch so einleuchtend gewesen wären, und daß der französische Hof nie auf die Verbindung mit Genf und besonders auf die Behauptung des für Frankreich so wichtigen Passage du Rhone rechnen könne, so lange das Regiment in den Händen des Volks und nicht in den Händen der Obrigkeit sey. Der Entschluß, die Regierungsform in Genf zu ändern, war von Vergennes schon lange vor der Absetzung der Magistratspersonen gefaßt, die er in der Folge als eine Hauptursache seiner Abneigung gegen die genferische

Demokratie anführte. Seine Beschützten in Genf hingegen suchten ihre Verbindung mit dem französischen Hofe und ihre gemeinschaftlichen Absichten noch im Jahre 1779 durch wiederhohlte feyerliche Versicherungen zu verbergen: daß das Edict von 1768 ihnen ein heiliges Gesetz sey, und daß es ihnen die äußerste Unbesonnenheit scheine, dem Volke die darin ausgemachten Rechte streitig machen zu wollen. Gegen das Ende desselbigen Jahrs bot Vergennes in einem drohenden Briefe, in welchem er die Vertheidiger der Volksrechte als mit dem Geiste der Herrschsucht und der Zwietracht besessen schilderte, seine Vermittelung zwischen der Obrigkeit und Bürgerschaft an, und lud zugleich die Kantone Zürch und Bern zu dieser Vermittelung ein. Beide Republiken lehnten die Einladung zu dieser Vermittelung ab, weil sie dieselbe den Rechten der Stadt Genf und selbst den Verträgen, welche man mit ihr geschlossen habe, zuwiderlaufend hielten. Diese Weigerung der beiden mächtigsten Staaten Helvetiens erbitterten Vergennes gegen diese, ohne ihn in seinem Vorsatze, die Regierungsform von Genf umzukehren, im geringsten wankend zu machen. Der Graf wurde vielmehr immer hitziger in der Verfolgung seines Entwurfs, je mehr

Schwierigkeiten sich ihm entgegen stellten; und diese Hartnäckigkeit war um desto unverzeihlicher, da er selbst bekannte, daß er den Zustand des Staats, den er neu einrichten wollte, nur sehr wenig kenne. Der parteyische Eigensinn des französischen Ministers bestärkte den großen Rath in Genf in dem Gedanken, alle Vorschläge zur Aussöhnung mit der Bürgerschaft zu verwerfen, welche der von den heimlichen Unterhandlungen der vornehmsten Oligarchen nicht genug unterrichtete Senat demselben vorlegte.

Necker, der um diese Zeit Finanzminister war, und den die Repräsentanten als den Schutzgeist der Freyheit ihrer Vaterstadt verehrten, konnte sich zwar nicht geradezu in die Angelegenheiten des Grafen von Vergennes mischen; allein er vermochte diesen doch dahin, daß er nicht bloß die Abgeordneten einer Partey, sondern auch die Fürsprecher des Volks hörte. Necker entbot daher Claviere und du Roveray nach Paris. Beide wurden von Vergennes mit vieler Freundlichkeit und unter den Äußerungen der billigsten und friedfertigsten Gesinnungen aufgenommen. Der Minister hatte aber hierbey bloß die Absicht, von den genannten Männern schriftliche Vorstellungen ihrer Gedanken und Vorschläge

heraus zu locken, um sagen zu können, daß er beide Parteyen gegen einander abgehört habe. Nachdem Claviere und Roveray ihre Memoiren übergeben hatten, so erfuhren sie zu ihrer größten Verwunderung, daß die Abgeordneten der Gegenpartey, mit welchen sie zu unterhandeln sich vorgenommen hatten, von Paris abgereist seyen, und daß der Graf von Vergennes seinen Entwurf einer billigen Friedensstiftung nächstens bekannt machen würde. Um diese Zeit fingen die Negatifs zuerst an, ihre Unzufriedenheit mit dem Edicte von 1768 erkennen zu geben. Die angesehensten Oligarchen konnten aber doch den Senat nicht bewegen, die Garantie von Frankreich, von Zürch und Bern anzurufen. Dieß hinderte unterdessen den Grafen von Vergennes nicht, den beiden Kantonen und der Obrigkeit in Genf seine so genannte Bases de reconciliation mitzutheilen, welche der Verfassung von Genf und der übernommenen Garantie so entgegengesetzt waren, daß Zürch und Bern sie zurück schickten, ohne sich nur einmahl in eine umständliche Prüfung derselben einzulassen. Bey dieser Standhaftigkeit der Mitgarants, sahen die Negatifs und ihr Beschützer der Graf von Vergennes keinen andern Weg vor sich, endlich zu dem erwünschten Ziele zu gelangen, als die Na-

tifs in Genf an sich zu locken, und wider die Bürger aufzuhetzen, um dem französischen Hofe durch irgend einen Ausbruch von Gewaltthätigkeit Anlaß zu geben, sich mit Ernst der Angelegenheiten in Genf anzunehmen. Die Negatifs brauchten zu dieser verabscheuungswürdigen Absicht einen gewissen Cornuaud, der unglücklicher Weise eben so arglistig und ränkvoll als verworfen und bestechlich war, und der jetzt ein nicht minder schamloser Prophet der Gottesläugnung ist, als er vormahls von Unfrieden und Meuterey war. Durch diesen Menschen versprachen die Aristokraten den Natifs alle nützlichen Rechte der Bürger, wenn sie sich nur in dem Streite zwischen der Obrigkeit und der Bürgerschaft neutral verhalten würden. Diese Verheißungen machten um desto mehr Eindruck, da Vergennes sich so weit erniedrigte, dem Cornuaud seinen Schutz zu versichern und sich mit ihm in einen Briefwechsel einzulassen. Weil die Gährungen unter den Natifs und die Wichtigkeit des Cornuaud mit jedem Tage zunahmen, so gab endlich der Procureur général, Roveray, vermöge seines Amtes, den Beförderer der innern Unruhen als einen Feind des Vaterlandes, und zwar mit einer Freymüthigkeit an, die den Senat,

wie seine Freunde in gleiches Schrecken und Bewunderung versetzte. Wirklich glaubte sich Vergennes durch die Rémontrance des genferischen Volksfürsprechers so beleidigt, daß er von dem Senate verlangte, die Schrift solle vom Henker zerrissen und verbrannt, ihr Verfasser seines Amtes entsetzt, aus der Zahl der Mitglieder des großen Raths ausgestrichen und auf ewig aller Würden unfähig erklärt werden: eine Rache, welche die Obrigkeit in Genf zu vollziehen sich nicht weigern konnte. Kurz vorher, ehe Roveray den Cornuaud belangt hatte, war es dem Procureur général gelungen, den größten Theil der Bürger zu bereden, daß sie freywillig alle droits utiles, die sie bis dahin vor den Natifs besessen hätten, aufgeben und ihnen über dieß zur Erlangung des Bürgerrechts Hoffnung machen möchten. Dieses freywillige Opfer vereinigte auf ein Mahl den größten Theil der Natifs mit den Bürgern wieder, und Cornuaud behielt nur einen kleinen Rest von Leuten aus dem niedrigsten Pöbel übrig, die für ihre Anhänglichkeit bezahlt wurden. Die fortdauernde Gnade des französischen Ministers gab dem elenden Waffenträger der Reichen die Kühnheit, seine Spießgesellen ohne Scheu an bestimmten Orten zu ver-

sammeln und selbst in den Waffen zu üben. Diese Zusammenkünfte und Waffenübungen hatten bald die Folge, daß im Febr. 1781 ein plötzlicher Auflauf entstand, in welchem die Untergebenen des Cornuaud einen von ihrer eigenen Partey erschossen, zwey andere verwundeten, aber alsdann gleich von den herbeyeilenden Bürgern entwaffnet wurden. Auch dieses Mahl verlangten die Bürger von ihren Gegnern weiter nichts, als daß sie den Natifs, die ihnen von den Repräsentanten zugestandenen Vorrechte bewilligen, hundert derselben auf ein Mahl zu Bürgern annehmen, und auf alle fremde Vermittelung Verzicht thun sollten. Der Senat gestand diese Bedingungen aus Furcht vor den drohenden Natifs zu. Der große Rath, aus welchem sich aber die meisten Mitglieder entfernt hatten, bewilligte sie gleichfalls, und das Edict, wodurch sie eine gesetzliche Kraft erhielten, wurde am 10. Febr. 1781 vom Conseil général mit einer großen Überzahl von Stimmen angenommen. Bey der ersten Nachricht, welche man in Zürch und Bern von den Vorfällen in Genf erhielt, schickten diese nachbarlichen Regierungen Friedensbothen ab, um fernere Unruhen zu verhüthen, und wo möglich, die Negatifs und Repräsentanten mit

einander zu vereinigen. Unter den Gesandten der Kantone gewann keiner das Zutrauen und die Hochachtung der Bürger von Genf in einem solchen Grade als der jetzige Herr Schuldheiß von Steiger in Bern, dessen Andenken in Genf noch lange in Segen bleiben wird. Dieser verehrungswürdige Staatsmann machte durch seine Klugheit und Unparteylichkeit in dem ihm aufgetragenen Friedenswerke so schnelle Fortschritte, daß er es gewiß in kurzer Zeit vollendet haben würde, wenn er nicht von dem Grafen von Vergennes aus seiner ehrenvollen Laufbahn wäre heraus gerissen worden. Vergennes beschuldigte die schweizerischen Gesandten einer offenbaren Parteylichkeit für die Repräsentanten, und bestand darauf, daß die angefangenen Unterhandlungen nicht in Genf, sondern in Solothurn fortgesetzt werden sollten. Bern und Zürch mußten sich dieses gefallen lassen, und man fing von neuem an, mit dem Vicomte von Polignac zu arbeiten. Das Aussöhnungsgeschäft erhielt abermahls einen erwünschten Fortgang, als der Vicomte im Nahmen des Ministers erklärte, daß er die Unterhandlungen so lange abbrechen müsse, bis in Genf, so drückte der Gesandte sich aus, alles in statu quo sey, wie es

vor dem Jahre 1768 gewesen. Die Abgeordneten und Regierungen von Zürch und Bern wandten alle ihre Beredsamkeit an, um Vergennes von einer so parteyischen, und die Unabhängigkeit von Genf so sehr kränkenden Zumuthung abzubringen; allein der Graf blieb unbeweglich, und nun entsagten Zürch und Bern förmlich die Theilnehmung an einer Negotiation, der sogleich mit einer alles umwerfenden Gewaltthätigkeit anfangen sollte. Der feste Sinn der Kantone demüthigte den Minister nicht so sehr als das, was er bald nachher in einem Staatsrathe zu Versailles erfahren mußte. Der Graf von Maurepas nähmlich, der das Verfahren von Vergennes schon lange gemißbilligt hatte, stimmte im Conseil dahin, daß man sich um der Zänkereyen in Genf willen nicht mit der ganzen Eidgenossenschaft überwerfen, sondern vielmehr die Garantie von Frankreich zurück nehmen, und Genf entweder sich selbst oder der Vermittlung seiner Nachbarn überlassen solle. Diese Lossagung von der Garantie meldete Vergennes den Kantonen Zürch und Bern in dem unhöflichen und verfänglichen Schreiben, das ich Ihnen schon im Jahre 1782 mitgetheilt und nachher habe drucken lassen. Weil Vergennes den nicht weit

mehr entfernten Tod des Grafen von Maurepas voraus sah, so faßte er die Lossagung in solchen zweydeutigen Worten und mit solchen Wendungen ab, daß er für die Zukunft immer freye Hand behielt.

Vergennes wartete nicht einmahl den Tod des Premierministers ab, um seine Entwürfe gegen die Freyheit von Genf auszuführen. Weil er aber keine Gewalt brauchen konnte, so nahm er seine Zuflucht zu gelindern Mitteln. Erst ließ er die Repräsentanten bitten, daß sie ihm zu Gefallen sein in statu quo annehmen möchten. Da Bitten nichts fruchteten, so ging er zu Drohungen fort. Als auch diese vergeblich waren, so ließ er einige hundert Mann Soldaten an die Grenzen marschieren. Jetzt hielten es Zürch und Bern für die höchste Zeit, der Garantie von Genf gleichfalls zu entsagen; doch mit dem Vorbehalte, daß sie sich vermöge ihrer ältern Verbindungen der benachbarten Republik annehmen könnten. Während, daß dieses gegen das Ende von 1781 und im Anfange von 1782 geschah, wurden die Negatifs dreister als jemahls, und der Senat trug kein Bedenken, den Vergleich von 1781 ein ungültiges Edict zu nennen, das mit Gewalt erzwungen und unter den Waffen gemacht worden sey. Die-

se Äußerungen des Senats gaben dem nichtswürdigen Cornuaud neuen Anlaß, Argwohn gegen die Aufrichtigkeit der Bürger zu erregen. Er breitete in Gesprächen und durch Schriften den Verdacht aus, daß die Bürger den Natifs bloß zum Scheine Bedingungen ausgemacht hätten, von welchen sie zum voraus überzeugt gewesen wären, daß sie nie würden erfüllt werden. Um diese Beschuldigung von sich abzuwälzen, verlangte der größte Theil der Bürgerschaft zwey Mahl von der Obrigkeit die Vollziehung des letzten Edicts und die Befriedigung der gerechten Wünsche der Natifs. Auf die zweyte Bitte antwortete der Senat am 7. Aprill 1782 in den härtesten Ausdrücken: daß er unwandelbar bey dem Entschlusse beharre, nie ein Edict zu vollstrecken, welches er stets als nichtig angesehen habe. Diese Antwort brachte die Natifs in eine so heftige und allgemeine Bewegung, daß die Häupter der Repräsentanten bald voraus sahen, was geschehen würde. Da die Bürger bey den geringsten Gewaltthätigkeiten am meisten oder vielmehr alles wagten, so wandten sie ihr ganzes Ansehen an, um die Natifs zu besänftigen. Allein die Wuth des größten Theils der Natifs war zu groß, als daß man sie hätte aufhalten können. Viele Natifs brach-

ten die letzte Hälfte des 8. Apr. in den Wirthshäusern vor den Thoren zu, um sich durch die Kraft des Weins zu dem Vorhaben zu begeistern, welches sie gegen die Nacht ausführen wollten. Die Häupter der Repräsentanten waren so edel, die Negatifs, die von der Rache des Pöbels am meisten zu fürchten hatten, von den Gefahren zu benachrichtigen, die ihnen und der ganzen Stadt bevor ständen. Gegen die Nacht griffen die von Wein und Zorn berauschten Natifs zwey Thore an, und drangen dann in dichten bewaffneten Haufen in die obere Stadt und gegen das Rathhaus hin. Unter diesen Umständen hatten die Bürger keine andere Wahl, als entweder ihre Freunde, die Natifs, anzufallen, oder sich unter dem Scheine von Helfern unter sie zu mischen, um sie von einer blutigen Rache zurück zu halten. Diesen Zweck erreichten sie so sehr, daß auch nicht einer der Negatifs getödtet und kein einziges Haus geplündert wurde. Man nahm die vornehmsten Oligarchen gefangen, säuberte beide Räthe von den Mitgliedern, die sich den Bitten der Bürger am meisten widersetzt hatten, und nahm die nöthigsten Maßregeln, um die Stadt von innen und außen sicher zu stellen. Die vorzüglichsten dieser Maßregeln bestan-

den darin, daß man das Pulver aus der untern Stadt, die bey einer Belagerung am meisten ausgesetzt gewesen wäre, in die obere Stadt, und zwar theils in die Hauptkirche, theils in die Häuser einiger Negatifs brachte, und daß man eine Commission de sureté von eilf Mitgliedern ernannte, welche die für die Sicherheit und Befestigung der Stadt nothwendigen Anstalten treffen sollte. Ein unglaublicher Enthusiasmus ergriff alle Stände und Alter. Vornehme und Geringe, Weiber, Greise und Kinder arbeiteten wetteifernd an den Festungswerken, und der Muth der Arbeitenden fiel nicht allein nicht, sondern stieg vielmehr noch, da man die bewaffneten Scharen von drey Mächten anrücken und sich in der Nähe der Stadt lagern sah. Der sardinische Hof schickte in eben der Absicht, in welcher es der Kanton Bern that, Truppen nicht so wohl gegen Genf als nach Genf, um nicht Frankreich allein in einer Stadt schalten zu lassen, deren Lage für beide Staaten gleich wichtig war. Zürch hingegen blieb seinen bisherigen Grundsätzen treu, und weigerte sich, feindselig gegen eine freye und verbündete Republik zu handeln. So gehässig das Verfahren von Sardinien und Bern auch schien, so waren sie es doch nicht bloß

sich selbst schuldig, das zu thun, was sie thaten, sondern sie trugen dadurch gewiß auch vieles dazu bey, daß man so gelinde gegen die Stadt und selbst gegen die Häupter der Repräsentanten war. Nachdem die Anführer der verschiedenen Truppen sich der Stadt so weit genähert hatten, daß man sie in kurzer Zeit hätte ersteigen können; so ließen sie die Stadt am 29. Jun. zur Übergabe auffordern, mit dem Versprechen: daß 21 Männer, die sich vorläufig entfernen mußten, Geleitsbriefe erhalten sollten; daß man die strengste Kriegszucht beobachten; daß man die Freyheit und Unabhängigkeit der Republik unangetastet lassen, und sich gleich wieder zurück ziehen würde, so bald der Friede auf eine dauerhafte Art wieder hergestellt worden. Weil die Bürger noch immer glaubten, daß die Belagerer keinen ernstlichen Angriff wagen würden, und daß die Festungswerke der Stadt stark genug seyen, um einen ersten Angriff auszuhalten; weil über dieß manche wirklich entschlossen waren, ihre Vaterstadt und Freyheit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen; so schlug man die erste Einladung und deren Bedingungen in allen Zirkeln oder Bürgergesellschaften ab. Die Mitglieder der Sicherheitscommission hingegen, die von

dem schlechten Zustande der Festungswerke besser unterrichtet waren, sahen es nur zu sehr ein, daß die Belagerten nicht im Stande seyen, auch den ersten Anfall abzuhalten; daß die vereinigten Truppen nach den schon gemachten Zurüstungen gewiß nicht abziehen würden, ohne die Stadt zur Übergabe zu zwingen; daß wenn dieses mit Gewalt und durch Überrumpelung geschehe, doch immer viel Blut werde vergossen, und eine große Verheerung werde angerichtet werden; daß sie besonders ihr Leben nnd Vermögen, ihre Weiber und Kinder den größten Gefahren aussetzen, und sich hingegen durch die Annahme der angetragenen Bedingungen mehr um ihre Mitbürger verdient machen würden, als wenn sie durch einen kurzen und ohnmächtigen Widerstand Verderben über sich selbst und über ihre Vaterstadt brächten. So vernünftig diese Betrachtungen waren, so kamen sie doch zu spät, und man hatte daher auch das Herz nicht, sie den versammelten Zirkeln mitzutheilen. Die Mitglieder der Sicherheitscommission ersuchten deßwegen die zwölf Zirkel, einen Ausschuß zu ernennen, welchem sie den Zustand der Festungswerke vorlegen, und mit welchem sie über die Vertheidigung der Stadt rathschlagen könnten. Dieses geschah,

und es kam zu diesen Absichten eine Versammlung von ungefähr hundert Personen zusammen. Viele von diesen wurden schon durch die bloße Beschreibung der schwachen Festungswerke zum Entschlusse für die Übergabe der Stadt bestimmt. Die meisten aber waren für eine mäßige Vertheidigung der Stadt, bis einer von dem höchsten patriotischen Heroismus befeuert auftrat, und mit einer das Innerste der Zuhörer erschütternden Stimme sagte: daß gar nicht mehr von einer mäßigen Gegenwehr die Rede sey, sondern daß man den Feind mit unerschrockenem Muthe erwarten, daß man ihn von Festungswerk zu Festungswerk, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus zurück schlagen, und wenn man endlich von der unwiderstehlichen Menge überwältigt werde, daß alsdann jeder ächte Bürger seinen Feind ergreifen, und sich mit ihm unter den Ruinen des Vaterlandes begraben müsse. Diese pathetische Rede brachte eine Wirkung hervor, die derjenigen ganz entgegengesetzt war, welche der Redner davon erwartet hatte. Sie schlug den Muth der Zuhörer nieder, anstatt ihn zu erwecken, indem sie alle schrecklichen Folgen schilderte, die mit einer mäßigen und die mäßige leicht überschreitenden Gegenwehr verbunden seyn wür-

den. Bald nach dieser Rede beschloß man mit 57 Stimmen gegen 40, daß man die Stadt auf die angebotenen Bedingungen übergeben wolle; nur bat man es sich noch von den feindlichen Anführern zur Gnade aus, daß den Verwiesenen erlaubt seyn möchte, ihre Familien und ihr Vermögen ohne Hinderniß aus Genf zu ziehen, so bald sie deßwegen die nöthigen Maßregeln genommen hätten. Als die Entschließung, welche der Ausschuß der Zirkel mit der Sicherheitscommission in der Nacht vom ersten Julius auf den zweyten genommen hatte, in der Stadt bekannt wurde; so entstand ein allgemeines Wehklagen unter den Bürgern, die ihre Häupter als feige Verräther verfluchten. Man suchte sie allenthalben auf, und würde sie in der ersten Verzweiflung wahrscheinlich umgebracht haben, wenn man ihrer habhaft geworden wäre. Die Gefahren, die ihnen von innen drohten, beschleunigten ihre Flucht noch mehr als die Furcht vor den äußern Feinden, und diese schleunige Flucht zog ihnen bey Einheimischen und Fremden viele nicht ganz unverdiente Vorwürfe zu. Der Hauptgrund aller Fehltritte, welche die Häupter der Repräsentanten machten, und zuletzt zum Theile mit offenen Augen machen mußten, war die falsche Voraus-

setzung: daß die garantirenden Mächte eine benachbarte Stadt, von welcher sie nicht beleidigt worden, nicht belagern lassen, sondern vielmehr, bevor man diesen gehässigen Schritt thäte, den Bürgern von Genf eine ehrenvolle Capitulation anbieten würden. In dieser Voraussetzung verbargen sie den Zustand der Festungswerke vor ihren Mitbürgern bis auf den letzten Augenblick, wo sie denselben ohne Lebensgefahr nicht offenbaren konnten, und hielten auch den Eifer und den blinden Muth der an den Festungswerken arbeitenden und sie besetzenden Bürger nicht zurück, den sie vielleicht auch Anfangs zu mäßigen nicht im Stande gewesen wären. Als sie sich endlich in ihren Erwartungen betrogen sahen, und die wahre Beschaffenheit der Festungswerke nicht länger verhehlen konnten; so stürmten auf ein Mahl so viele Schrecken auf sie zu, daß sie keine ordentliche Capitulation entwerfen, die Antwort der belagernden Feldherren nicht abwarten, und auch für die innere Ruhe der Stadt bis zur Stunde der Übergabe nicht gehörig sorgen konnten. Wenn man aber auch die Volksführer in Genf von dem Vorwurfe eines Mangels an Klugheit und männlicher Gegenwart des Geistes nicht freysprechen kann, so ist es doch ungerecht, sie

unredlicher Unterhandlungen mit den Feinden zu beschuldigen. Hätten die genferischen Demagogen, wie man noch jetzt in Genf glaubt, die Ehre der Stadt ihren persönlichen Vortheilen aufopfern und geheime günstige Bedingungen für sich und die Ihrigen erschleichen wollen; so würden die Feldherren diese Niederträchtigkeit gewiß nicht verschwiegen, und die Gegenpartey würde die Verräther längst öffentlich beschämt haben. Die strenge Kriegszucht, welche die Anführer der belagernden Truppen nach der Eroberung der Stadt beobachten ließen, schützte die Genfer gegen alle Gewaltthätigkeiten an ihren Personen und Gütern. Nicht bloß die gemeinen Soldaten, sondern auch die Offiziere brachten fast drey Tage und Nächte auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der Stadt zu, um ihre Krieger, die sich eine reiche Beute versprochen hatten, von aller Plünderung abzuhalten.

In den Unterhandlungen über die neue Verfassung von Genf, die gleich nach der Übergabe der Stadt anfingen, und zu welchen die Republik Bern die Herren von Steiger und von Watewille schickte, hatten freylich der französische und sardinische Gesandte ein offenbares Übergewicht über die bernischen Abgeordneten, und die letztern konn=

ten vieles nicht hindern, was Vergennes den erstern vorgeschrieben hatte; allein die Genfer haben es unstreitig der Klugheit und Standhaftigkeit des Herrn von Steiger und seines Gehülfen zu danken, daß das neue Edict nicht noch viel unterdrückender geworden ist, daß viele Gebrechen der bisherigen Regierungsform gehoben und viele Lücken ausgefüllt wurden, die man in allen bisherigen Revolutionen nicht hatte heben und ausfüllen können.

Wenn das Edict von 1782 auch noch viel größere Vortheile verschafft hätte, als es wirklich verschaffte; so kann man es doch den Repräsentanten nicht übel nehmen, daß sie es als ein Werk und Werkzeug des willkürlichsten Despotismus verabscheuten. Man überließ es nicht der freyen Wahl der Bürgerschaft, ob sie eine Gesetzgebung, welche sie und ihre Nachkommen auf ewige Zeiten verbinden sollte, annehmen wollte oder nicht, sondern die Gesandten der garantirenden Mächte schlossen vorläufig von dem Conseil général, welchem das Edict vorgelegt werden sollte, alle diejenigen aus, die am achten Aprill oder in der Folge die Waffen ergriffen hätten, und in der Volksversammlung also, in welcher das neue Edict bestätigt wurde, war kaum ein Drittel der Bür-

ger gegenwärtig, die das Recht hatten, über die Gültigkeit oder Ungültigkeit neuer Gesetze zu stimmen. In dem Edicte selbst nahm man dem Volke die wichtigsten Rechte oder schränkte sie wenigstens ein. Man entriß der Bürgerschaft das Recht, die Hälfte der Mitglieder des großen Raths zu wählen, vier Mitglieder des kleinen Raths absetzen, und ihre Klagen oder Vorstellungen der Obrigkeit übergeben zu können. Dieß letztere Recht übergab man einer Gesellschaft von sechs und dreyßig Adjuncten des großen Raths, die jährlich durch das Loos aus den wohlhabenden Bürgern gezogen werden, und in den Versammlungen des großen Raths gegenwärtig sind, so oft über nützliche Neuerungen oder schädliche Mißbräuche gerathschlagt wird. Man schränkte ferner das Wahlrecht der Bürger dahin ein, daß sie die Syndics und andere vornehme Magistratspersonen, wenn sie vermöge eines alten Brauchs nach vier Jahren in ihre Würden wieder eintreten sollten, nicht wie vormahls durch die Mehrheit, sondern nur durch das Dreyviertel der Stimmen ausschließen können. Man bestätigte nicht bloß alle alten Abgaben, sondern führte auch manche neue ein, und gab beiden eine endlose Dauer, um die Obrigkeit desto unabhängiger von den Bürgern zu machen. Noch schmerz-

hafter aber als alle diese Verluste war den Bürgern ihre gänzliche Entwaffnung, die Aufhebung der Zirkel, der Bürgermiliz und aller bürgerlichen Übungen, die bisher die frohesten Volksfeste gewesen waren. Um endlich die Geister wie die Leiber zu fesseln, untersagte man alles Reden und Schreiben über öffentliche Angelegenheiten, und errichtete eine Garnison von tausend Mann, die nicht bey den Bürgern, sondern in besondern Kasernen wie in Festungswerken wohnen sollte. Den Natifs ertheilte man alle nützlichen Rechte der Bürger und dem Senate die Freyheit, Fremdlingen unter dem Namen von Domiciliés die Erlaubniß zu geben, sich auf ein Jahr in Genf niederzulassen, und Handwerke und andere bürgerliche Gewerbe treiben zu können.

Wenn man bloß die jetzt angeführten Gesetze betrachtet, so kann man nicht anders als den Repräsentanten beypflichten, welche das Edict von 1782 ganz allein für eine Arbeit von Vergennes und seinen Rathgebern erklären. Das Edict enthält aber auch manche Artikel, denen man es ansieht, daß sie unter dem Einflusse eines bessern Genius gemacht worden, und diese Artikel muß man nicht vergessen, wenn man das Edict unparteyisch beurtheilen will.

Das Edict von 1782 arbeitete zuerst dadurch der oligarchischen Gewalt der reichesten Familien entgegen, daß es mehr, als die bisherigen Satzungen, nahe Verwandte von den gleichzeitigen Sitzen im kleinen und großen Rathe ausschloß, und auch die Zahl der Personen von demselbigen Nahmen und derselbigen Familie einschränkte, die zugleich im großen Rathe seyn können. Eine noch kräftigere Schutzwehr gegen den Geist der Oligarchie war die Verminderung der Gewalt des kleinen und die Vermehrung der Vorrechte des großen Raths. Das Edict von 1782 bestätigte den großen Rath nicht nur als den höchsten Richter in peinlichen Sachen, sondern erhob ihn auch zum obersten Aufseher über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, über die untern Bedienten des Staats, über die Lehranstalten und Sitten, über Künste, Handwerke und Gewerbe, und alle wichtigen Zweige der Polizey, in so fern diese für die Preise der Dinge, für die Reinlichkeit und Verschönerung der öffentlichen Straßen, Spaziergänge und Gebäude sorgt. Der große Rath erhielt sogar dadurch einen Theil der gesetzgebenden Gewalt, daß er über die Erziehungsinstitute in Genf, über den Luxus und über Spiel Verordnungen machen, und über die Gültigkeit und Ungül-

tigkeit der Klagen und Vorstellungen der Fürsprecher der Bürgerschaft entscheiden kann. Wenn der große Rath dieß letztere droit négatif stets nach den Wünschen der Bürgerschaft braucht, so erhält dadurch die Verfassung von Genf eine Festigkeit, die sie vorher nicht haben konnte, so lange es unentschieden war, welcher Stand oder welcher Körper über die Beschwerden der Bürgerschaft und über die Weigerungen des Senats absprechen solle. Durch die neuen Vorrechte, die man dem großen Rath ertheilte, mußte dieser ein Ansehen gewinnen, das ihm bey der ehemahligen großen Gewalt des Senats ganz unerreichbar war.

So sehr auch die eifrigsten Repräsentanten das Edict von 1782 herab zu setzen suchen, so können sie doch nicht läugnen, daß dieses Edict ihnen die Sicherheit ihres Vermögens, ihres Lebens, ihrer Freyheit und Ehre geschenkt habe, die sie in diesem ganzen Jahrhunderte vergebens zu erkämpfen bemüht waren. Zuerst bestätigte das letzte Edict die Bedingungen früherer Vergleiche, nach welchen kein Bürger in Verhaft genommen werden darf, ohne daß er vorher, wenn er es verlangt, vor den kleinen Rath, oder vor einen der Syndics, oder zum Lieutenant geführt wird; und weder Häscher noch Sol-

daten in Bürgerhäuser eindringen dürfen, ausgenommen wenn man einem Übelthäter nachspürt, und wenn die Suchenden mit einem Befehle des Syndics versehen, und von dem Quartiermeister oder einer Person aus der Nachbarschaft begleitet sind. Nicht weniger wichtig waren folgende Verordnungen. Nach dem Edicte von 1782 darf bey peinlichen Untersuchungen der Beklagte jedes Verhör selbst durchlesen oder sich vorlesen lassen. und alsdann die nöthigen Veränderungen machen. Auch haben peinlich Beklagte die Erlaubniß solche Richter, gegen welche sie gegründete Einwendungen vorbringen können, auszuschließen, und zu allen Zeiten entschuldigende oder rechtfertigende Facta anzuführen. Wenn die Acten geschlossen sind, so kann der Beklagte sich einen Advocaten, einen Procurator und zwey Verwandte oder Freunde wählen, kann sich eine Copie des ganzen Prozesses zum Gebrauche seiner Anwälde und Beyständе ausbitten, und am Tage des Urtheils noch zwey andere Freunde zu Hülfe nehmen. Die Folter ist durch das Edict von 1782 ganz abgeschafft worden, und Todesurtheile, welche der kleine Rath ausspricht, sind nur alsdann gültig, wenn sie eine Überzahl von zwey Stimmen für sich haben. Bestätigungen von Todesurthei-

len durch den großen Rath erhalten nach dem letzten Edicte nicht eher eine rechtmäßige Kraft, als bis sie durch eine Mehrheit von fünf Stimmen die vom Tode lossprechende Meinung überwiegen. Todesurtheile sind nicht die einzigen, wo man vom kleinen Rathe an den großen appelliren kann. Eben dieses ist jetzt auch in allen Fällen erlaubt, in welchen der kleine Rath die Strafe eines sechsmonathlichen Gefängnisses, oder einer jährigen Verweisung, oder einer fünfjährigen Suspension von den bürgerlichen Rechten, oder von der Sitzung im großen Rathe, oder von fünf hundert Thalern, oder von Ehrlosigkeit verhängt. — Wird ein peinlich Angeklagter unschuldig befunden, so muß man ihm nach dem Edicte von 1782 eine Entschädigung geben, die von drey durch den Losgesprochenen zu wählenden Mitgliedern des kleinen Raths, und von zweyen durch das Loos gezogenen Adjuncten des großen Raths bestimmt wird. Eine solche Entschädigung darf für jeden Tag der unschuldig ausgestandenen Leiden nicht weniger als sieben, und nicht mehr als funfzig Florins betragen. Eben so nachahmungswürdig, als dieses Gesetz, ist ein anderes, wodurch allen Hausvätern, deren Vermögen nicht 25000 Thlr. beträgt, und die drey Kinder haben, ein Drittel, und de-

nen, die sechs und mehr lebende Kinder haben, die Hälfte des Wachtgeldes erlassen wird.

Diesem kurzen Gemählde der Verfassung von Genf und der Hauptrevolutionen dieses Freystaats will ich noch einige Betrachtungen anhängen, die dadurch in mir veranlaßt worden sind. Es wird mich sehr freuen, wenn ich in der Folge höre, daß sie mit den Gedanken überein stimmen, welche meine Nachrichten in Ihnen erweckt haben müssen.

Das Beyspiel von Genf beweist, daß in demokratischen Staaten Freyheit ein leeres Wort, und die gesetzgebende höchste Gewalt des Volks ein bloßes Schattenbild ist, wenn die Obrigkeit, welche die ausübende Macht besitzt, weder von dem Volke gewählt oder bestätigt, noch auch die Magistratspersonen, mit welchen es unzufrieden zu seyn Ursache hat, in gesetzmäßigen Volksversammlungen zur Rechenschaft gezogen oder ihrer Würden entsetzt werden können. Vor 1738 waren die Bürger von Genf eben so wohl Mitglieder des gesetzgebenden Körpers und Theilnehmer der höchsten Gewalt als jetzt. Nichts desto weniger wurden unschuldigen Personen Leben, Vermögen, Bürgerrecht und Ehre auf die willkürlichste Art genommen, und alle Beschwerden der Bürger wurden verworfen, weil das Volk gar keinen Einfluß

auf die Wahl und Bestätigung der Mitglieder des Senats, und gar kein rechtmäßiges Mittel hatte, den Mißbrauch der willkürlichen Gewalt zu strafen, und sich selbst Gehör und Gerechtigkeit zu verschaffen. Damit also die Obrigkeit nicht in Versuchung komme, ihre Macht zur Unterdrückung des Volks anzuwenden, und Mißbräuche, welche sie selbst eingeführt hat, gegen ausdrückliche Gesetze in gesetzliche Gewohnheiten zu verwandeln; so muß das Volk in allen Demokratien einen immerwährenden Einfluß auf seine Stellvertreter und Machtverweser behalten. Diesen Einfluß kann das Volk auf vielfache Weise ausüben: entweder durch die Wahl seiner Magistratspersonen, oder durch Bestätigungen derselben, oder durch die Freyheit, zu gewissen Zeiten verhaßte Mitglieder der Regierung entlassen zu dürfen, oder sie vor dem Volke anzuklagen, oder durch eine jährliche Erneuerung der Abgaben, oder endlich durch einen solchen Ausschuß der Bürgerschaft, dergleichen die Adjoints in Genf ausmachen, welche die Beschwerden des Volks vor ein Tribunal ziehen können, das vom Magistrate unabhängig ist, und das Zutrauen der Bürgerschaft besitzt. Eine jede dieser Arten des Einflusses hat ihre Vortheile und Nachtheile. Wenn die Obrigkeit nach

dem Sinne des Volks regiert, so braucht sie sich vor keiner derselben zu fürchten.

Nichts ist einem demokratischen Staate gefährlicher als die Übertragung der höchsten bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit an den täglichen Rath, oder an denjenigen Körper, welchem die unausgesetzte Verwaltung des Staats anvertraut ist. Die höchste Gerichtsbarkeit reizte den Magistrat in Genf und vielen andern Republiken zur Tyranney und das Volk zu immer neuen Empörungen. Die Gerechtigkeit wird besser gehandhabt, die öffentlichen Gelder werden gewissenhafter verwaltet, und alle Ämter besser besetzt, wenn die Gerechtigkeitspflege, der Schatz, und die Vergebung von Ehrenstellen nicht ganz allein in den Händen der beständigen Obrigkeit, sondern auch zum Theile eines größern Ausschusses der Bürgerschaft sind, dergleichen der große Rath in Genf ist. Man hat daher viele Veranlassungen künftiger Unruhen dadurch aufgehoben, daß man in allen peinlichen Fällen die Appellation an den großen Rath gestattet, und ihm die Besetzung vieler Ämter, so wie die Durchsicht der Rechnungen aller Kassen übergeben hat.

Es ist beynahe unbegreiflich, daß man in Genf und andern Demokratien dem Se-

nate nicht bloß die Gewalt über Leben und Tod, über Ehre und Vermögen übergab, sondern daß man es auch jemahls erlaubte, daß der peinliche Prozeß, bey welchem nicht zu große Publicität seyn kann, als ein Staatsgeheimniß behandelt wurde. Es brauchte mehrere Revolutionen und wiederhohlte Unterhandlungen der Bürgerschaft mit dem Senate, um das Recht zu erhalten, was in allen Staaten heilig und unverlierbar seyn sollte: bey peinlichen Klagen sich Anwälde und Beystände und die Mittheilung der Acten zu erbitten.

Der Magistrat in Genf wagte noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts während der anfangenden oder wenig verbreiteten Aufklärung mehrere gewaltthätige Schritte, die er jetzt nicht mehr wagen würde, weil er überzeugt ist, daß die Strafen einer unrechtmäßig gebrauchten Gewalt über kurz oder lang auf die Ausüber derselben zurück fallen. Die Aufklärung nützt daher kleinen und großen Staaten nicht bloß dadurch, daß sie die Völker über ihre Rechte besser unterrichtet, sondern daß sie auch die Obrigkeiten vorsichtiger und milder macht.

Mit der schnellen Vermehrung und Verbreitung des Handels und der Industrie in Genf hörte die ehemahlige vertraute Gemein-

schaft zwischen den obrigkeitlichen Personen und zwischen der Bürgerschaft auf, und der Staat spaltete sich in zwey Parteyen, die ganz entgegengesetzte Richtungen erhielten. Die Reichen strebten darnach, sich durch Vorrechte und Ansehen über die weniger reichen Mitglieder zu erheben, wie sie durch ihre Schätze über dieselben erhaben waren. Die Bürgerschaft hingegen, die eben so sehr an Kenntnissen als an Wohlhabenheit zunahm, widersetzte sich diesen Anmaßungen, und drang darauf, daß der Senat und die patricischen Familien manche Rechte aufgeben sollten, welche diese entweder durch Verjährung oder durch die Unwissenheit und Nachsicht der Vorfahren erhalten hatten. Die Neigung der Reichen zur Oligarchie und die des Volks zu einer weniger beschränkten Demokratie rangen eine Zeit lang wie ein Paar streitende Kämpfer mit einander, bis endlich die geringere Kraft nachgeben mußte, und die Volksparteу nach jedem Streite einen vollkommneren Sieg erhielt. Der Senat verlor allmählich die höchste bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit, verlor die höchste und einzige Aufsicht über die öffentlichen Gelder und alle übrigen Theile der Staatsverwaltung, verlor das droit négatif, und mußte es zugeben, daß die Natifs immer

größere Rechte erhielten, und daß die Bürgerschaft nach bestimmten Gesetzen ergänzt würde. Alle diese Veränderungen waren rechtmäßig, weil sie heilsam waren, und weil es Unsinn wäre, zu behaupten, daß Bürger und Einwohner, Handel und Gewerbe unterdrückt bleiben müßten, damit eine kleine Zahl von Familien und Menschen ihre erschlichenen oder usurpirten gemeinschädlichen Rechte behaupten möchten. Wenn es auch in andern Staaten bisweilen ungewiß geworden ist, daß alle Gewalt vom Volke komme; so sollte man dieß wenigstens nie in Demokratien vergessen haben, wo das Volk die höchste Gewalt besitzt, und wo es, so wie alle übrige Gesetze, also auch diejenigen verändern kann, wodurch bisher die Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt bestimmt wurden. Gesetze und Verfassungen sind und sollen beide gleich wenig unveränderlich seyn, weil ihre Nützlichkeit und Schädlichkeit sehr oft von veränderlichen und veränderten Lagen und Umständen abhangt. Es ist ganz ungedenkbar, daß die höchste Gewalt sich selbst jemahls so sehr einschränken sollte, um sich zu Gesetzen und Einrichtungen selbst alsdann zu verpflichten, wann sie als verderblich erfunden würden. Es finden also auch in einem freyen demokratischen Staate gegen die

höchste Gewalt des Volks, die einzige und beständige Quelle aller Gesetze und aller Rechte der Diener des Staats, keine verjährte Gewohnheiten und Satzungen Statt.

So lange die Genfer in ihrer alten Einfalt und Armuth lebten, und die obrigkeitlichen Personen mit den übrigen Bürgern wie Väter mit ihren Kindern umgingen; so lange duldete das Volk es ohne Eifersucht, daß seine Häupter eine fast unumschränkte väterliche Gewalt besaßen und ausübten, weil es beynahe unerhört war, daß man diese Gewalt zum Schaden der Mitbürger brauchte. Als aber die Obrigkeit ein Haufe von Bedrückern wurde, und mit der Aufklärung und Wohlhabenheit der Bürger die Minderjährigkeit verschwand, worin sie bisher gewesen und gehalten worden waren; so bewiesen diese ihren seynwollenden Herren, daß sie nur Knechte des Volks seyn; daß willkürliche Gewalt niemahls, am wenigsten bey Völkern, die das jugendliche Alter zurück gelegt haben, rechtmäßig werden könne; und daß Nationen nicht für ihre Regenten geschaffen, sondern daß diese zur Beglückung von Nationen bestellt seyen. Handel, Gewerbe, Reichthum und Aufklärung erwecken unfehlbar den Geist der Freyheit, und stürzen auch in demokratischen Verfassungen

den oligarchischen Despotismus, wenn er sich anders in Zeiten der Unwissenheit und des Elendes eingewurzelt hat.

In allen demokratischen Staaten, in welchen eine große Ungleichheit der Güter Statt findet, zeichnen sich immer einzelne Familien und Bürger durch Fähigkeiten, Kenntnisse, Fleiß, Tugenden und Vermögen so sehr vor andern aus, daß das Volk gern solche hervorstechende Vorzüge und Verdienste durch alle Belohnungen, die in seiner Gewalt sind, zu ermuntern und zu vergelten sucht. So lange Ehrenstellen und Ansehen Belohnungen von wahren Verdiensten bleiben, so lange erregen sie keine schädliche Eifersucht unter den übrigen Bürgern, wenn auch gleich Würden und Ansehen mehrere Menschenalter durch denselbigen Geschlechtern zu Theil werden. So bald aber Kabalen und Familienverbindungen sich der Belohnungen von Verdiensten bemächtigen, und Männer von großen Fähigkeiten und Tugenden von Würden und Ansehen ausschließen; so entzünden sich im dem Herzen der Verdrängten Unwille und Eifersucht, und diese erwecken gefährliche Demagogen, die ihren versteckten Ehrgeiz wohl gar selbst für Patriotismus halten. Ein jeder demokratischer Freystaat also, der nicht die fähigsten

und muthigsten Bürger zu Feinden der Obrigkeit machen, und durch diese beständige Klagen und Meutereyen veranlassen will, muß es, so viel als möglich, verhüthen, daß Würden nicht erblich oder ein Eigenthum von wenigen mächtigen Familien werden. Höchst weise und angemessen also waren für einen Staat, der so reich an aufgeklärten und genievollen Männern ist als Genf, die Gesetze, die seit 1738 beständig sind geschärft und erweitert worden, und wodurch das zu starke Eindringen der vornehmen Geschlechter in die Regierung und in die vornehmsten Ämter verhüthet wird.

Ich könnte vielleicht den angefangenen Faden von politischen Betrachtungen noch länger fortspinnen, allein es gebricht mir an Zeit, wenn ich auch nicht fürchtete, Sie durch meine Raisonnements zu ermüden.

Chamouni am 31. Aug.
Abends nach 6 Uhr.

Wir sind etwa vor einer halben Stunde nach einer höchst glücklichen und vergnügten Reise, wiewohl zuletzt ein wenig durchgenäßt, hier angekommen. Auf dem Rückwege von dem Gletscher Bosson, den man auf der Hin-

fahrt nach Chamouni zu besuchen pflegt, wurden wir von einem Gewitterregen überrascht, der uns bis Chamouni begleitete, und sich fast in einen anhaltenden Landregen verwandeln zu wollen scheint. Nachdem ich meine Wäsche und Kleider gewechselt habe, setze ich mich an ein sehr erquickendes Kaminfeuer hin, um Ihnen unsere Reise hierher zu erzählen.

Zu den bisherigen lieben Gefährten unserer Schweizerreise gesellte sich in Genf noch Herr Doctor Martin, einer unserer ehemahligen hoffnungsvollesten akademischen Mitbürger, der in den nächsten Tagen zum Lehrer des Staatsrecht ernennt werden wird: eine Stelle, deren er sich durch seine Talente und Gelehrsamkeit vollkommen würdig gemacht hat. Wir fuhren gestern Morgen um 7 Uhr in zwey Wägen von Genf ab, und kamen schon um 11 Uhr in Bonneville an, wo wir zu Mittage aßen, aber Essen und Wein nicht einmahl mittelmäßig fanden. Die Gegend zwischen Genf und Bonneville kann man eher traurig als schön nennen. Die Dörfer, durch welche man kommt, sind armselig und verfallend, die Menschen schmutzig und elend, und Felder und Weinberge sehr schlecht angebaut. Besonders sind die Weinberge häufig mit Gras und Unkraut überwachsen, und die ungestützten Reben ein beständiges Spiel

von Winden und Regengüssen. Diese Vernachlässigung ist um desto auffallender, da man Gurken wie bey uns Rebstöcke an Geländern zieht.

Die Gegenden bis Bonneville täuschten mich auf keine sehr unangenehme Art, da ich mir nicht viel davon versprochen hatte. Um desto mehr aber betrog mich die Arve in meinen Erwartungen. Um so viel, dachte ich vorher, als der Montblanc über den Gotthard, den Baduz, die Furka und Grimsel erhaben ist, um so viel wird die Arve reissender und mit Granitfelsen verschütteter seyn als der Rhein, die Reuß, die Aar und die Rhone. Allein bis Salenche sieht man in der Arve gar keine oder äußerst selten Granitblöcke, die ihren Zorn reizten, sondern schwarzen Schieferschlamm; und ihre Gewässer sind nicht weißgelblich wie die von andern Gletscherströmen, sondern schwarz und schmutzig, und diese Farbe erhält sie durch die vielen von Schieferbergen herabkommenden Bäche und Waldwasser, die sich zwischen Servoz und Salenche von beiden Seiten in die Arve stürzen, und ihre ursprüngliche Farbe verkehren.

Je öder die Landschaften zwischen Genf und Bonneville sind, desto überraschender sind die zwischen der letzten Stadt und zwi-

schen Salenche. Die Örter, die Berge und andere Naturmerkwürdigkeiten, die sich zwischen diesen beiden Städten finden, sind so oft genannt und beschrieben worden, daß ich ihre Nahmen und Schilderungen nicht wiederhohlen mag, und ich begnüge mich also damit, Ihnen nur das anzuführen, was mich vorzüglich oder auf eine eigenthümliche Art afficirt hat. Die Berge zwischen Bonneville und Salenche werden an beiden Seiten so wohl zur Rechten als zur Linken immer höher und zugleich schöner, indem sie entweder mit den trefflichsten Alpen oder mit Wäldern bedeckt sind. Die meistens engen Thäler scheinen eine Verkettung von Obstgärten zu seyn, weil in den reichen Wiesen alle Arten von Fruchtbäumen angepflanzt sind. Getreidefelder erblickt man nur an solchen Stellen, wo die Berge nackter oder das Thal breiter wird, und wo man also nicht nöthig hat, alles kultivirbare Land zum Wiesenwachs zu bestimmen. Ungeachtet man den höchsten Schneebergen immer näher kommt, so findet man doch bis in das Chamounithal hinein kleine Rebenpflanzungen, die freylich nicht den besten Wein geben. Unter den beiden Wasserfällen, die man vor Salenche antrifft, ist der zweyte, der nicht weit von dieser Stadt entfernt ist, der merkwürdigste.

Er hat eine sehr grosse Ähnlichkeit mit dem Staubbache im Lauterbrunnerthale, und seine Wellen werden fast ganz in einen gelblichen Dunst aufgelöst. Wir vergaßen aber diesen Wasserfall so wie alles andere, was uns den ganzen Tag vorgekommen war, als wir nahe vor Salenche den erhabensten und ehrwürdigsten aller europäischen Berge, den Montblanc, in einer Glorie erblickten, deren Gleichen ich vorher nie gesehen hatte, und vielleicht auf dieser Erde auch nie wieder sehen werde. Die Häupter des Montblanc und seiner Nachbarn strahlten nicht von dem rosenfarbnen Glanze, womit man an heitern Abenden und Morgen die Spitzen der Schneeberge umkränzt sieht, sondern sie waren von einem goldgelben Schimmer erleuchtet, der eben so überirdisch lebhaft als milde war, und der aus höhern und reinern Regionen, als in welchen unsere Sonne brennt, herab zu fallen schien. Dieß goldene empyreische Licht glühte nicht so stark als der gewöhnliche Purpur der Schneeberge, allein es leuchtete viel mehr, indem es einen gemilderten Abglanz auf die tiefer liegenden Schneegefilde warf, die dadurch gleichsam zu Stafeln des Throns der nahen Gottheit erhöht wurden. Diese Erscheinung dauerte mehrere Minuten, und versetzte uns alle in ein solches Entzücken, daß

Bayerische Staatsbibliothek München

wir uns gegenseitig mit Ungestüm zum Anschauen und Anstaunen aufforderten, und uns dann in harmonischen Jubeln Glück wünschten, daß die Natur sich uns in ihrer ganzen göttlichen Herrlichkeit geoffenbart habe. Lange nachdem der Scheitel des Montblanc den goldenen Nimbus verloren hatte, wallte um seine hohe Stirn noch immer das weißlichblaue Licht, das nur in den hellsten Nächten an den höchsten Schneebergen sichtbar wird, und das, wie ich hier erfuhr, selbst vom gemeinen Manne mit Bewunderung betrachtet, und wenn ich nicht irre, mit einem besondern Worte bezeichnet wird. Die Meinung, daß der Montblanc der höchste Berg der alten Welt sey, gibt diesem Urgebirge ein unglaubliches Interesse, wenn man ihm so nahe ist als in Salenche, wo man ihn besser und tiefer herab als selbst im Chamounithale übersehen kann. Wir gingen gestern Abend und heute Morgen unzählige Mahle auf die Straße oder ans Fenster, und doch wurde unsere Neugierde und Wißbegierde nicht befriedigt. Auch verdient es kein anderer Berg so sehr, daß man sich sein Bild tief und unauslöschlich einprägt als der Montblanc, der erlauchteste unter den erstgebornen Söhnen der mütterlichen Erde, aus deren Schooß er wahrscheinlich gleich nach ih-

rer Bildung hervor brach, und in deren Schooß er wahrscheinlich nicht eher zurück kehren wird, als bis das Innerste derselben wird erschüttert oder zerschmettert werden. Der Anblick des Montblanc aus solchen Standpunkten, wo man ihn in seiner ganzen Höhe überschauen kann, muß etwas Vernichtendes und zu Boden Drückendes haben. Bey fortgesetzter Beobachtung aber kann er kaum mehr Ehrfurcht und eine lebhaftere Vorstellung von einer alles übersteigenden und überwältigenden Größe hervor bringen, als er bey Salenche hervor bringt, wo seine untere Hälfte durch andere Berge verdeckt ist. Alle Berge, die den Montblanc umgeben, tragen jedes Zeichen von Hochgebirgen vom ersten Range an sich. Ihre Häupter und Rücken sind tief herab mit schimmerndem Schnee bekleidet. In ihren Zwischenräumen senken sich Gletscher gegen oder gar bis in das untenliegende Thal herunter, und aus den Gletschern stürzen gewaltige Gletscherwasser hervor. Und über alle diese prächtigen Berge ragt der Montblanc wie ein Göttersohn über gemeine Menschen hinaus. Gegen die Spitze hin ist die blendende Schneedecke, womit er umhüllt ist, an einigen Stellen durch Felsspitzen zerrissen, die zu scharf abgeschnitten sind, als daß auch sie Schnee tragen könnten. Diese Hörner, die

gegen den Schnee schwarz erscheinen, vermindern die Schönheit seines Gewandes nicht so sehr als sie die Größe des Eindrucks vermehren. Sie erinnern den Beschauer an den unvergänglichen Stoff, aus welchem der sonst unsichtbare Körper des Montblanc gebildet ist.

Unser gutes Glück fügte es so, daß wir gestern Abend die ersten waren, die nach Salenche kamen. Bald nach uns langten noch mehrere Kutschen mit Franzosen, Engländern, Genfern und deren Frauen an. Wir aßen Abends in einer so zahlreichen Gesellschaft, als man oft nicht in den Gasthöfen großer Städte findet. Was den Speisen an guter Bereitung und dem Landweine an Annehmlichkeit abging, das ersetzte der Wirth durch seine gefällige Dienstfertigkeit. In der ganzen übrigen Schweiz ist für die Keuschheit junger Reisenden nicht so gut gesorgt, als in dem Gasthofe in Salenche. Unter den Mädchen oder Frauen, die uns aufwarteten, war keine, glaube ich, unter sechzig Jahren: welche Betagtheit aber ihrer Munterkeit und flinken Beweglichkeit keinen Abbruch that.

Unsrer frühen Bestellungen und unsers frühen Treibens ungeachtet wurde Herr von Saussure aus Lausanne mit seiner Gesellschaft diesen Morgen dennoch früher als wir

befördert. Unsere Frauen setzten sich in einen Char-à-banc, der so kurz war, daß nur sie allein bequemen Platz darin hatten. Die beiden Pferde, von welchen er gezogen wurde, waren nicht neben einander, sondern eins hinter dem andern gespannt, weil die Wege zwischen Salenche und Chamouni oft so schmal werden, daß zwey Pferde nicht neben einander Platz haben. Meine Freunde bestiegen Maulthiere; ich hingegen ein kleines Pferd, das aber so träge war und so unsanft ging, daß ich den Bidet in der ersten halben Stunde an unsern Bedienten gab, und dagegen dessen Platz vorn auf dem Char-à-banc einnahm. Auf diesem Plätzchen war ich mit dem Gesichte gegen die Pferde gekehrt, und meine Füße hatten keine andere Stütze, als die Queerhölzer, die an der Deichsel befestigt waren. Ich folgte daher nicht nur allen Erschütterungen der Axe, auf welcher ich unmittelbar saß, sondern auch den unaufhörlichen unregelmäßigen Bewegungen der Deichsel, die meinen Füßen und durch diese meinem übrigen Körper den einzigen Halt gab, der zu finden war. Wenn es steil Berg ab ging, so mußte ich meine ganze Aufmerksamkeit und alle meine Kräfte anwenden, um nicht durch einen unvorhergesehenen Stoß zwischen die Pferde geworfen zu werden. Schlug die Deich-

sel plötzlich links oder rechts, so war ich in Gefahr, mit meinem Fuße gegen und unter das Fuhrwerk gequetscht zu werden. Hob sich endlich der hintere Theil des Char-à-banc schnell in die Höhe, so erhielt ich von der Decke desselben einen Schlag auf den Kopf oder an die Schulter. Aller dieser Fährlichkeiten ungeachtet brachten mich einige Stunden Übung im Balanciren auf meinem Sitze so weit, daß ich ohne Furcht durch die tiefen, mit großen Felsstücken belegten Bette von Waldwassern fuhr. Von Salenche aus geht der Weg über eine Stunde lang durch ein ebenes und niedriges Thal, das von der anschwellenden Arve häufig überströmt und zum Theile verschüttet wird. Den ersten Halt machten wir bey dem Dorfe Chede, um den Wasserfall zu sehen, den ein starker Bach zwischen den naheliegenden Hügeln bildet. Dieser Bach ist in Ansehung der Höhe des Falls, der Art des Sturzes und der Form des Beckens, in welches er sich hinab wirft, dem Reichenbache sehr ähnlich; allein in Ansehung der betäubenden Gewalt kann er mit dem letztern nicht verglichen werden. Nicht weit hinter dem Dorfe Chede läuft der Weg einen so steilen Berg hinan, daß die Pferde nur kaum das leere Fuhrwerk hinan schleppen konnten. Unsere Frauen mußten also aus-

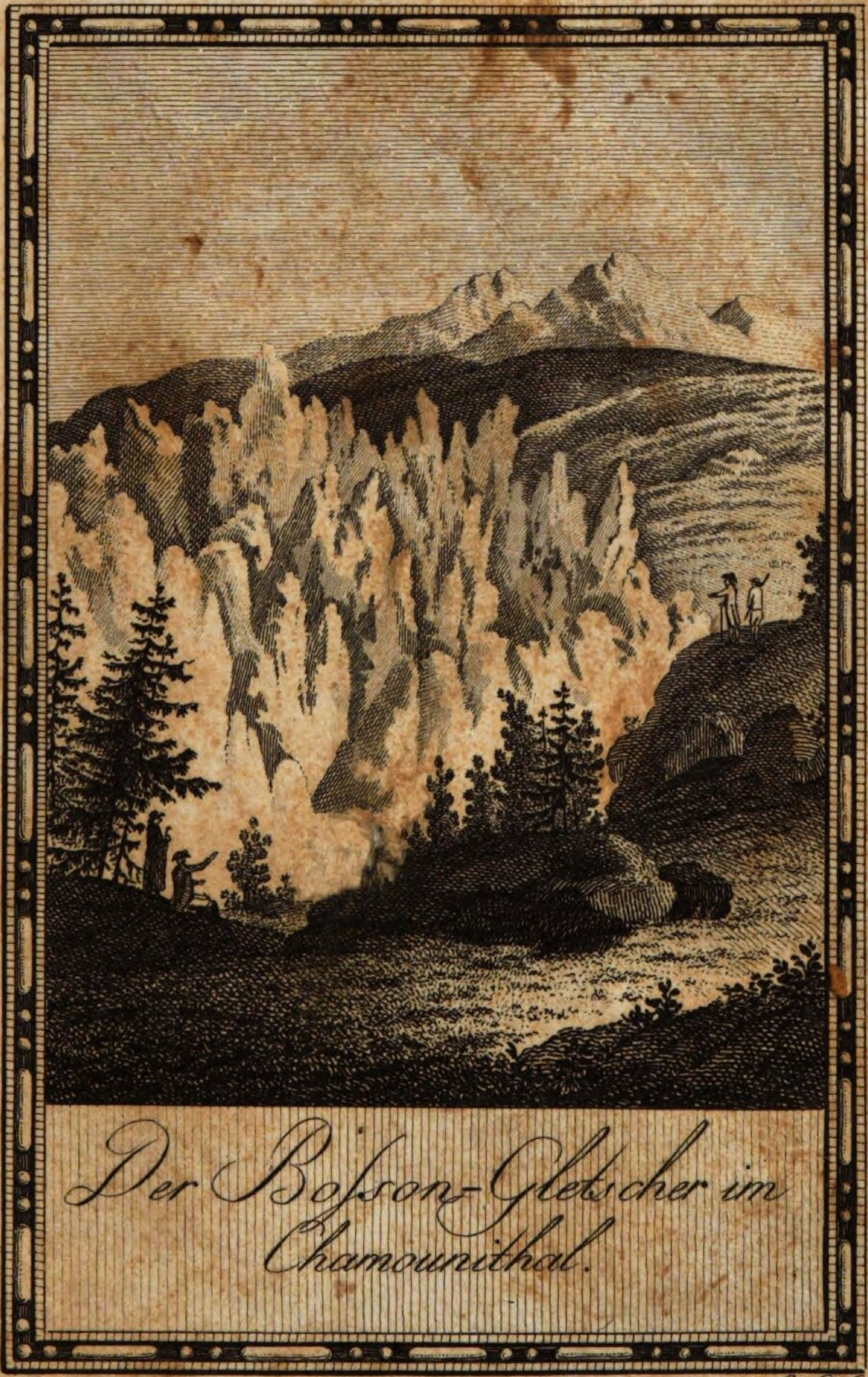
steigen, und da sie durch das Hinanklimmen gegen den rauhen und abschüssigen Berg bald ermüdet wurden, so waren sie gezwungen, sich auf Maulesel zu setzen.

Nichts ist scheußlicher als die schwarzen Schieferberge, zwischen welchen man von Salenche bis Servoz durchreist, wenn sie unbekleidet und in ihrer natürlichen Nacktheit sind. Selbst die Bäche und Waldwasser, die von diesen Schiefergebirgen herab stürzen, haben eine schwarze Iygische Farbe, die Grauen und Ekel erregt. Eben diese Bäche verderben häufig durch ihre plötzlichen Ergießungen weite Strecken des Weges, den sie entweder auswühlen oder mit zentnerschweren Felsstücken belegen, über welche weder Wagen noch Pferde wegkommen können. Wir selbst trafen eine solche vor kurzem verwüstete Strecke an, die man kaum so weit wieder hergestellt hatte, daß unser Char-à-banc sich durcharbeiten konnte. Die Bauern, welche den zugefügten Schaden des Waldwassers ausbesserten, baten uns höflich um ein kleines Weggeld, daß gewiß nie aus gerechtern Ursachen gefordert wurde. Gegen Mittag kamen wir in ein großes Dorf, wo wir bessern Wein und besseres Essen fanden, als wir gehofft hatten. Auf der Arve-Brücke gleich hinter den Schmelz-

hütten im Thale Servoz begegneten wir Herrn Bourrit und seinem Sohne, die nach Genf zurück gingen. Da ich schon von seinem Versuche in Gesellschaft einiger reichen Ausländer den Montblanc zu besteigen gehört hatte, so bat ich ihn, mir kürzlich den Ausgang seines Unternehmens zu erzählen. Er klagte mir mit vieler Wärme des Ausdrucks in Stimme, Geberde und Worten, daß er und seine Begleiter den Montblanc glücklich bis etwa zweyhundert Klafter unter seiner Spitze erstiegen hätten. Hier aber seyen sie auf ein Mahl von einem solchen Sturme und einem solchen Schneegestöber überfallen worden, daß es ihnen unmöglich gewesen sey, weiter zu gehen. Selbst seine Führer fielen oder legten sich erstarrt auf den Schnee hin, et tous mes guides, setzte Herr Bourrit in seiner kräftigen Sprache hinzu, étoient morts. Ein Engländer, der den Gedanken nicht ertragen konnte, sich dem Ziele mit so vielen Kosten und so großer Mühe genähert und es nicht erreicht zu haben, bestand darauf, dem Ungewitter zu trotzen, und auf den Gipfel des Montblanc loszugehen. Er setzte, wie es heißt, seinen Vorsatz, aber mit Gefahr seines Lebens, durch, indem ihm einige Zehen und Finger erfroren.

Von der Arve=Brücke hinter Servoz läuft der Weg über den Rand eines steilen, hohen und fürchterlich abgeschnittenen Gebirges weg, das mir in Ansehung seiner Bestandtheile und wegen der Bruchstücke, womit es übersäet ist, eines der merkwürdigsten in den Thälern Servoz und Chamouni zu seyn scheint. Da uns aber ein naher Regen drohte, so hatte ich keine Zeit, mich dabey aufzuhalten. Wenn das Chamounithal auch sonst nicht so reich an allen Arten von Naturschönheiten wäre, als es wirklich ist; so würde es allein wegen der Berge, womit es an der rechten Seite ummauert ist, vor vielen andern hohen Bergthälern verdienen, besucht zu werden. In der ganzen übrigen Schweiz, so weit ich sie kenne, ist keine Gegend, wo man in einer solchen Nähe eine so majestätische Kette von Schneebergen sieht, als diejenigen sind, welche die Natur wie Trabanten vor und um den Montblanc hergestellt hat. Alle diese Berge sind so hoch und mit so vielem Schnee bedeckt, daß man ohne die Nachbarschaft des Montblanc kaum glauben würde, daß es noch höhere geben könne. Noch eigenthümlicher als ihre Höhe ist die Art, wie sie geordnet, an einander gerückt und gegen das Thal gewandt sind. Sie stehen alle in einer

Linie als unvergängliche Denkmahle der Schöpfung da, die von der Hand des Allmächtigen nach einem Plane, in einem Nu und zu gleichem Zwecke aufgeführt worden. Durch ihre Nähe und regelmäßige Folge erheben sie sich gegenseitig, und machen ein eben so harmonisches als großes Ganzes aus, das gewiß geschwächt werden würde, wenn die Berge aus einander gerissen oder aus ihrer Reihe heraus geschoben würden. Endlich kehren sie sich so vortheilhaft gegen das Thal, daß man ihre Gestalt, ihre Höhe, die Größe und Durchmesser ihrer Schneedecken, die Breite der Eistafeln, die wie ein Saum um den höher liegenden Schnee hergezogen sind, den Lauf und die Wendungen der Gletscher mit einem Blicke übersehen kann. Der prächtigste unter den Gletschern, die von dieser Kette von Schneebergen herab steigen, ist der Buisson oder Bosson. Dieser Gletscher fällt gleich am meisten in die Augen, so bald man in das Chamounithal kommt. In der Ferne scheint er nicht bloß durch einen Tannenwald, an welchem er herab läuft, und den er zum Theile niedergeworfen hat, durchzubrechen, sondern quer durch das ganze Thal bis nahe an die Arve und das gegenüberliegende Gebirge zu gehen. Wenn man aber in das



Der Bosson-Gletscher im Chamounithal.

C. S. sc.

Dorf kommt, das unter dem Gletscher und in gleicher Linie mit ihm liegt, so muß man doch noch eine gute halbe Stunde steigen, bevor man ihn erreichen kann. Frauenzimmer können den größten Theil dieses Weges zu Pferde oder auf Maulthieren machen. Der Bosson hat in mehrern Stücken selbst vor dem Rhone-Gletscher unterscheidende Vorzüge. Zuerst übertrifft er ihn in der Höhe und Größe des Schuttdammes, den er allmählich zusammen gehäuft hat. Wenn man auf dem obersten Rande dieses Schuttdammes steht, so hat man an der einen Seite die Bäume des nahen Waldes tief unter sich, und an der andern muß man vielleicht einige hundert Schuh hinab steigen, um an die ersten Klumpen oder Pyramiden von Eis zu kommen. Der Grund, warum der Bosson gerade an der rechten Seite einen so ungeheuern Schuttdamm hat, liegt in der Beschaffenheit des Schlundes, in welchen er herab hangt. Dieser Schlund ist an der Seite, die nach Chamouni gekehrt ist, mit einem hohen Felsgestade begrenzt, das der Gletscher nicht übersteigen und vor welchem er sich nicht ausbreiten kann. Der Gletscher wendet sich daher nach der niedrigern Seite hin, und wirft vorzüglich hier alle die Trümmer von Steinen und

Graus ab, die auf seine Oberfläche herab gefallen sind. Im Winter und Frühling wächst der Gletscher so sehr an, daß seine Eistafeln und Eiszacken mit dem höchsten Rande des Dammes in gleicher Linie stehen. Ich stieg so wohl bis an den Fuß des Gletschers hinab als eine beträchtliche Strecke an dem Damme hinauf, allein ich wagte es nicht, mit meinen jüngern Reisegefährten auf den Gletscher selbst zu klettern, weil das Steigen sehr mühselig und der Gletscherwind sehr kalt war. Das Geschiebe des Gletschers oder die Blöcke und kleinen Steine, die er abgeworfen hatte, bestand mehr aus Hornstein als aus Granit.

Ein anderer Vorzug oder wenigstens eine andere Eigenthümlichkeit des Bosson ist die überraschende und, fast möchte ich sagen, einzige Gestalt, unter welcher er sich darbietet. Man sieht den Bosson nicht wie gewöhnlich andere Gletscher von vorn oder da, wo er aufhört, sondern von der Seite und gleichsam im Profil. Dieser Anblick schadet freylich der Größe des Schauspiels, dergleichen der hohe, breite und amphitheatralisch emporsteigende Rhone-Gletscher gewährt. Eben dieser Anblick aber zeigt auch eine gewisse Gletscher-Größe, die man sonst nicht sieht, und die wirklich

in Erstaunen setzt. Wenn man nähmlich Gletscher an ihren äußersten Enden betrachtet, so nimmt man zwar wahr, daß sie aus dicken Eisgewölben und hohen Eissäulen bestehen; allein man stellt sich die einen nicht so dick und die andern nicht so hoch vor, als sie wirklich sind, weil man sie nicht mit den Augen messen kann, oder die einen die andern bedecken. Die offene Seite des Bosson hingegen zeigt mehrere Reihen von Eispyramiden, unter welchen die kleinsten die Höhe von mittelmässigen, die größten aber die Höhe von hohen Häusern erreichen, ungeachtet diese Eismassen kaum halb so hoch waren, als sie im Frühling gewesen seyn müssen. Einige dieser Eispyramiden, die ihrem Umsturze am nächsten waren, standen einzeln da. Die meisten waren noch an ihren Füßen verbunden, und ließen durch diesen Zusammenhang errathen, daß sie vielleicht noch vor einigen Monathen eine horizontale Eistafel ausmachten, die aber durch die große Hitze des Sommers, durch warme Regen und durch Gletscherbäche in Reihen von hohen Eiszacken zerschnitten worden. Die Höhen, Formen und Senkungen dieser Pyramiden waren sehr verschieden, allein die Farbe von allen war das reinste und lebhafteste Himmelblau, das

durch die Verschiedenheit der auffallenden Lichtstrahlen bald verstärkt und bald geschwächt wurde.

Die Ankunft so vieler Fremden, als von welchen Chamouni seit mehrern Jahren besucht wird, hat den Einwohnern eine so industrieuse Dienstfertigkeit eingeflößt, daß sie den Reisenden äußerst zur Last wird. So bald wir still hielten, um den Bosson zu besuchen; so waren wir mit einem ganzen Haufen von Menschen umringt, von welchen die einen Milch, die andern Erdbeeren oder Blumen und noch andere Pferde oder Maulesel, oder ihre Dienste als Träger und Führer anboten. Wir wurden von diesem Haufen nicht frey, als wir den Weg zum Gletscher wirklich antraten. Männer, Weiber und Knaben rannten uns nach, um uns wieder Milch oder Erdbeeren nachzutragen, oder um uns an beschwerlichen Stellen die Hand zu reichen, oder andere kleine Dienste zu verrichten, und ein jeder dieser ungebetenen Begleiter und Begleiterinnen machte auf ein kleines Geschenk Anspruch, wir mochten etwas von ihnen erhalten oder nicht erhalten, sie gebraucht oder nicht gebraucht haben.

Als wir in Chamouni ankamen, fuhren wir vor mehrere der bekanntesten und von

Reisenden empfohlenen Wirthshäuser, die aber alle schon mit Fremden angefüllt waren. Endlich kamen wir in der Ville de Londres unter, wo Zimmer und Betten reinlich sind, und die Bedienung recht gut ist. In mehrern Zimmern, besonders im Saale, ist ein Blatt von Bourrit angeschlagen, in welchem er sich als den Historiographen des Thals Chamouni ankündigt, und den Reisenden seine Zeichnungen der größten Naturmerkwürdigkeiten dieses Thals anbietet. Bourrit wird im ganzen Thale außerordentlich geliebt, weil man glaubte, daß er das Thal zuerst bekannt gemacht habe, und der erste Urheber des Wohlstandes sey, den die Ankunft und Freygebigkeit von Fremden unter einem Theile der Einwohner verbreitet haben. Herr von Saussure wird gleichfalls als ein Wohlthäter des Thals angesehen und geschätzt. Dieser Gelehrte brachte in dem gegenwärtigen Sommer vierzehn Tage auf einer der Spitzen des Geant zu, der zu den höchsten Bergen gehört, womit das Eisthal des Montanvert umgeben ist. Er kam ein Mahl in die größte Lebensgefahr, weil sich während seines Aufenthalts auf dem Geant ein so heftiger Sturm erhob, daß beynahe seine Wohnung und seine Instrumente fortgeführt worden wären.

Das Chamounithal ist an allen Stellen, die nicht jährlich von der Arve oder andern Gletscherwassern zerstört werden, vortrefflich angebaut. Mit der Schönheit und dem Anbaue des Thals machen aber die meisten Häuser in den Dörfern und deren Bewohner einen niederschlagenden Kontrast. Die Männer sind freylich im Durchschnitte groß, stark und von freundlicher redlicher Mine; allein die Weiber sind fast alle häßlich, die Kinder blaß und kachektisch und die Hütten verfallen und durchsichtig. Die Fensteröffnungen sind oft mit zerrissenem Papier überklebt, oder gar mit Bretern zugenagelt, und manche Kapellen sehen Ställen ähnlicher als Andachtshäusern.

Am 1. Sept. Abends um 7 Uhr.

Jetzt können wir schon sagen, daß wir unsere Rückreise angetreten haben. Wir sind nähmlich vor einer Viertelstunde von dem äußersten Ziele unserer Reise, von dem Eismeere des Montanvert und der Mündung des Arveiron, zurück gekommen, und denken morgen, entweder bis Salenche oder bis Bonneville zu gehen.

Der heftige Regen, der uns gestern bis Chamouni begleitete, hielt die ganze letzte Nacht an, und dauerte fast ohne Unterbrechung bis diesen Morgen um acht Uhr fort. Dann wurde er allmählich gelinder und verwandlte sich gegen neun Uhr in einen feinen Staubregen, der kaum so merklich als ein starker Nebel war. So bald sich der erste Anschein eines bessern Wetters zeigte, so ließen wir kaltes Essen und Wein einpacken, so viel wir für uns selbst und unsere Führer brauchten, die schon einige Stunden versammelt und reisefertig waren. Weil aber die Guiden es nicht wagten, uns einen schönen Tag zu versprechen, und die Gipfel und Seiten der Berge noch immer mit dichten Regenwolken behangen waren; so dauerte es bis zehn Uhr, ehe wir den Entschluß faßten die Reise an das Eismeer anzutreten. Auf die Vorstellungen der Guiden, daß unsere Frauen den Montanvert nach dem Regen der letzten Nacht nicht würden besteigen können, theilten wir uns in zwey Parteyen. Die Frauen sollten bis an das Ende des Thals fahren und dann auf Mauleseln an der linken Seite des Eismeers bis an den so genannten Chapeau vordringen, auf welcher Felsplatte selbst Herr Bourrit uns versichert hatte, daß man das

Eismeer fast eben so gut als vom Montanvert sehen könne. Ich hingegen und meine jüngern Freunde (denn unsern Spittler hatte das Loos zum Begleiter der Frauen bestimmt) blieben bey dem Vorsatze, auf den Montanvert loszugehen. Wir theilten uns in den zubereiteten Vorrath und in die Guiden, und eilten so schnell als möglich von Chamouni fort. Der Weg von diesem Dorfe bis auf den Montanvert wird auf vier Stunden geschätzt. Wir stiegen aber so unverdroßen, daß wir in dritthalb Stunden auf der Höhe des Montanvert anlangten. Der Berg ist freylich sehr steil und der Fußsteig meistens schmal und rauh, allein wir fanden doch nicht so viele Schwierigkeiten, als wir gefürchtet hatten. Gefährlich ist, oder scheint der Weg nur an einer einzigen Stelle, wo man über einen glatten, gegen einen steilen, tiefen und unbekleideten Abhang sich neigenden Felsengrund weggehen muß. An dem größten Theile des Berges wird man durch nahe Bäume und Gesträuche vor allem gefährlichen Fallen und vor Schwindel geschützt, der sonst ungeübte Bergsteiger oft anwandeln würde. Sehr mahlerisch ist der Rückblick in das immer mehr und mehr wegsinkende Thal und auf die Kette von beschneyten Gebirgen,

womit es eingefaßt ist. Ganz neu war mir das Schauspiel eines Regenbogens, der an dem Fuße des gegenüberliegenden Berges schwebte, und viel länger gedehnt oder aus einander gezogen war, als Regenbogen sonst zu seyn pflegen. Die sehnsuchtsvolle Erwartung, womit ich auf den obersten Rücken des Montanvert kam, schadete dem Eindrucke, den die erste Aussicht auf das Eismeer und die an den Gestaden des Eismeers sich erhebenden Urgebirge in mir hervor brachten. Das so genannte Mer de Glace ist eine Eismasse von unbestimmlicher Dicke, die eine oder anderthalb Stunden breit, acht Stunden lang ist, und alle die Thäler ausfüllt, die von dem Fuße des Montblanc und der benachbarten Berge auslaufen. Man kann das Eismeer nicht seiner ganzen Länge nach überschauen, allein man sieht es sehr gut, wie beide Arme desselben sich unter dem Geant vereinigen. Der eine dieser Arme kommt vom Montblanc, der andere hingegen von den Gebirgen hinab, die links vom Geant weg liegen. So lange man nicht über die Ursachen und die Entstehung des Eismeers nachdenkt, so hat weder die Breite, noch die Länge, noch die Gestalt desselben etwas wahrhaft Großes und nicht einmahl etwas

Überraschendes an sich. Denn wer in einiger Entfernung einen großen sich krümmenden Fluß mit Eise belegt gesehen hat und wer hat dieses nicht gesehen? der kann sich ein richtiges oder wenigstens sehr annäherndes Bild von dem Eismeere des Montanvert machen. Die schmutzige Farbe des Eismers, seine starre Unbeweglichkeit und Grabeskälte flößte mir mehr Grauen oder Grausen als Bewunderung ein. Selbst die höchsten unter den Felsspitzen, die das Eismeer begrenzen, der Dent du Dru, der Tacul, und Geant bleiben sehr weit hinter dem Montblanc und dessen beeisten Nebengipfeln zurück. Da ich die ganze Scene der erstorbenen Natur ins Auge gefaßt hatte, kehrte ich am häufigsten zum Anschauen des Dent du Dru wieder, der dem Beobachter am nächsten und gerade jenseit des Eismeers steht. Diese hohe Felspyramide hatte deßwegen so viel Anziehendes für mich, weil sie der schwarzen Farbe nach nicht aus Granit, sondern aus Hornstein zu bestehen schien *), und weil sie durch Verwitterung viel mehr als die übrigen Hochge-

---

*) Dieser Schein trügt. Denn Herr von Saussure, der den Berg untersucht hat, versichert, daß er aus Granit bestehe.

birge dieser Gegenden gelitten hat. Die Seite des Dent du Dru, die gegen das Eismeer gekehrt ist, ist durch die vereinigten Kräfte von Hitze und Kälte, von Regen und Schnee, von Schmelzwasser und Stürmen so angegriffen worden, daß sie beynahe bis an die Spitze senkrecht und unersteiglich abgeschnitten ist. Die Trümmer, welche die Zeit von dem Berge abgerissen hat, liegen noch großen Theils auf seinem letzten Abhange, und diese verkündigen es, daß Jahrtausende bey den festesten Urgebirgen eben das vermögen, was Jahrhunderte bey den Werken menschlicher Hände auszurichten im Stande sind.

Da wir unsern neugierigen Blick einiger Maßen befriedigt, und unsere erhitzten Lebensgeister durch eine kurze Ruhe besänftigt hatten; so ließen wir uns den mitgenommenen Vorrath von kalter Küche und von Wein herbringen. So einfach unsere Speisen, unsere Tafel und unsere Sitze waren (wir saßen auf hervorragenden Felsstücken); so hätten wir doch Gegenstände des Neides von berühmten Schlemmern werden können; denn alle Erfindungen der Kochkunst geben den seltensten Leckereyen den Wohlgeschmack nicht, den trockenes Brot und kaltes Fleisch durch das Lechzen aller Gefäße nach neuer

Labung und Stärkung erhalten. Wir alle wünschten Sie und andere göttingische Freunde unter uns. Wenn Sehnsucht und Liebe Seelen entkörpern und Abwesenden vergegenwärtigen könnten, so würden unsere Geister sie in der heutigen Mittagsstunde angeweht und zu gleichen Empfindungen gestimmt haben.

Wir waren kaum mit unserm Mittagsmahle fertig, als wir Herrn von Saussure von Lausanne mit seiner Gesellschaft und unter dieser selbst seine Gemahlinn ankommen sahen. Ohne den unverwerflichsten Augenschein hätte ich es nie geglaubt, daß eine so zart gebaute Dame, als Madame de Saussure ist, den Montanvert hätte ersteigen können. Ein kleiner Regen trieb uns alle in die so genannte Blairs Hütte hinein, die ein Engländer dieses Nahmens hat erbauen lassen. Das Dach dieser Hütte ist jetzt so baufällig, daß wir kaum so viel Platz, als Frau von Saussure einnahm, finden konnten, wo es nicht durchregnete. Ein starkes Feuer, welches unsere beiderseitigen Führer anmachten, war uns allen sehr willkommen; denn wenn in dieser Jahreszeit die Sonne durch Wolken bedeckt und die Luft durch Regen abgekühlt wird, so empfindet man auf dem Montanvert gleich Herbst- oder Winterkälte.

So bald der Regen aufhörte, so stiegen meine Freunde und ich gegen das Eismeer hinab, um seine Oberfläche und Ufer näher zu betrachten. An dem Rande des Eismeers fand ich fast keine andere Steine als Granite und Bittersteine, die gar nicht selten waren. Auf das Eismeer kann man noch bequemer als auf den Rhonegletscher kommen. Wenn man auf dem Eismeere selbst ist, so zeigt es sich ganz anders, als wenn man es in der Ferne und von oben wahrnimmt. In einiger Entfernung bemerkt man es nicht, daß die Oberfläche des Eismeers so uneben ist, als sie wirklich ist. Die ganze Eismasse besteht aus lauter kleinen Eishügeln und Eisthälern, unter welchen die erstern eben so verschieden von Größe, als die letztern in Ansehung der Tiefe, Länge, Breite und Richtung sind. Die Gipfel der Eishügel ausgenommen, war das übrige Eismeer allenthalben mit Schmelzwasser bedeckt, das sich bald in kleinen Seen sammelte, bald tiefe Löcher eingefressen hatte, bald aber in lebendigen Bächen gegen die nächsten Schründe zueilte. Unsere Führer reichten uns von diesem Schmelzwasser, und behaupteten, daß man es ohne Gefahr nach der größten Erhitzung trinken könne. An den Schründen hörte man nicht bloß das Rieseln und Plät-

schern der kleinen hineinfallenden Bäche von Schmelzwasser, sondern auch das dumpfe und starke Rauschen der Gletscherströme, die unter dem Eismeere fortschossen. Keiner unter den Schründen, an welche ich kam, war so weit, daß ich bis auf den Grund hätte sehen können. Auch stand ich nicht gern lange an dem Rande derselben, weil ich wußte, daß gerade solche Rände am leichtesten einstürzen. Man muß mehr Übung im Gletscherwandeln haben, als wir hatten, um ohne Furcht und Führer darauf herum zu laufen.

Unsern Rückweg vom Montanvert nahmen wir an dem östlichen Abhange dieses Berges, der sich gegen die Mündung des Eismeers und den Ausfluß des Arveiron hinzieht. Diese Seite ist noch viel steiler als diejenige, an welcher wir herauf gekommen waren, und ist über dieß größten Theils ohne alle Bäume und Gesträuche, an welche man sich halten könnte. Ein Fehltritt würde den Fallenden zwar nicht ganz hinunter werfen, allein er würde ihn leicht zehn und mehrere Klafter sehr unsanft hinab rutschen machen. Frau von Saussure und ihre Begleiter folgten uns bald nach, und ich glaube, daß dieß Hinabsteigen, das feste Kniee und einen sichern Tritt erfordert, Frauenzimmern viel

peinlicher als das Hinaufsteigen wird. Ungefähr an der Hälfte des Berges zeigten uns unsere Führer eine Stelle, wo eine deutsche Prinzessinn von Erschöpfung und Athemlosigkeit hingesunken war, und ihrem Tode nahe zu seyn geglaubt hatte. Die untere Hälfte des Berges ist weniger abschüssig als die obere, und hier beschleunigten wir unsern Lauf so sehr, daß wir in anderthalb Stunden an die ersten Anfänge der prächtigen Ruinen kamen, womit der Vorgrund des Gletschers des Bois oder des Endes des Eismeers weit und breit bedeckt ist. Hier, und fast möchte ich sagen, auch hier erst, fand ich mich für alle Mühseligkeiten des heutigen Tages belohnt. Die zusammengehäuften Ruinen von Persepolis, von Palmyra und andern in Staub liegenden Königsstädten würden, glaube ich, hinter den Trümmern des Eismeers vom Montanvert eben so weit zurück bleiben als die größten Werke menschlicher Kunst hinter den großen Werken der Natur. An diesen erstaunlichen Trümmern erkennt und fühlt man die Majestät der Natur, die Größe der Berge, die das Eismeer umgeben, und die unwiderstehliche Kraft, womit diese todte und unbeweglich scheinende Eismasse in gewissen Augenblicken wirkt und fortschreitet, viel leben=

diger und tiefer als auf dem Montanvert und dem Eismeere selbst. Wenn der Spielraum des Rhonegletschers auch so groß ist als der mit Trümmern bedeckte Vorgrund des Eismeers oder des des Bois-Gletschers, so kann doch der erstere in Ansehung der Ruinen gar nicht mit dem letztern wetteifern. Die Trümmer vor dem des Bois Gletscher bestehen fast ganz allein aus größern oder kleinern Blöcken des schönsten, reinsten und unversehrtesten Granits. Viele von diesen Granitblöcken sind kleinen und selbst mäßigen Häusern an Größe und Höhe gleich. An manchen Stellen liegen ungeheure Granitmassen in beträchtlichen Haufen zusammen gethürmt und über einander hingeworfen, und auf einem dieser aus Granitblöcken bestehenden Hügel trafen wir unsere Frauen mit ihren Führern an. Die Einwohner des Thals hohlen die beweglichsten unter den Granitblöcken ab, um damit ihre Wiesen und Felder einzufassen, und kaum glaube ich, daß man die dort liegenden Schätze von Granit erschöpfen würde, wenn man auch mehrere große Städte daraus erbaute. Wenn der Gletscher im Winter anwächst und vorrückt, so schiebt er die schwersten unter den Granitmassen eben so leicht als die kleinsten Bruchstücke vor sich her.

Einen der größten Blöcke sah ich an dem Rande des kleinen Waldes liegen, in welchen man aus dem Vorgrunde des Gletschers kommt. Der Druck des Gletschers, der dieß viele Zentner schwere Stück vorwärts trieb, hatte es so stark an einen ziemlich dicken Baum hinan geschoben, daß dieser sich schon überzubeugen angefangen hatte. Wäre der Druck nur noch ein wenig verstärkt worden, so würde der Baum und alles Gesträuch, das ihn umgab, entwurzelt und vernichtet worden seyn; allein gerade in dem Augenblicke, wo sein Untergang unvermeidlich schien, mußte das Fortrücken des Gletschers aufgehört haben, und dem geretteten Baume wurde also noch eine neue Lebensfrist bis zu dem Zeitpunkte vergönnt, wo das anwachsende Eismeer den nahen Feind zu seinem Verderben über ihn hertreiben wird. Wenn solche Massen, als man vor dem Gletscher des Bois sehr häufig sieht, von den Gipfeln der Urgebirge herabstürzen, wie muß da das Eismeer erbeben, und wie furchtbar müssen davon alle Thäler und alle Höhen wiederhallen! Welche dicke und unverwüstliche Eisgewölbe werden erfordert, um solche Massen von dem Fuße der Gebirge, wozu sie gehörten, bis an den Vorgrund des Gletschers hinzutragen! Die so genannte Bouche de l'Arveiron oder

das Eisgewölbe, aus welchem der Arveiron hervor braust, übertrifft alle übrigen ähnlichen Eisgewölbe, die ich gesehen habe, selbst das des Rhonegletschers an Größe eben so sehr, als die Granitdämme, die vor derselben hergezogen sind, die Schutthaufen anderer Gletscher übertreffen. Das Eisgewölbe, aus welchem der Arveiron hervor bricht, war nach dem Augenmaße wenigstens hundert Schuh hoch, mehrere hundert Schuh breit, und lief ohne große Eisklumpen in dem Bette des Arveiron immer spitziger zu, so daß es die Form eines großen Trichters hatte. Wäre das Eis dieses erhabenen Gewölbes so rein und blau als das des Rhonegletschers, so würde seine Schönheit eben so einzig und unübertrefflich als seine Größe seyn. An der Mündung des Arveiron fand ich Bruchstücke von Bitterstein in noch größerer Menge als an der Seite des Eismeers, die gegen den Montanvert gekehrt ist.

Auf dem Rückwege von der Mündung des Arveiron bis nach Chamouni, den ich größten Theils zu Fuße machte, reinigten sich die Berge und der Himmel von allem Gewölke, womit beide den ganzen Tag wenigstens an einigen Stellen umzogen gewesen waren. Die Strahlen der Abendsonne schmückten den Gipfel des Montblanc, der

Aiguille de Gouté, und des Dome de Gouté mit dem prächtigsten Rosenroth, und dadurch wurde der letzte meiner Wünsche befriedigt, der Wunsch nähmlich, den Montblanc in allen oder doch den wichtigsten Erleuchtungen zu beobachten, worin die auch in ihren Verzierungen unerschöpfliche Natur ihn darzustellen pflegt.

Weil die Luft so außerordentlich heiter und der Montblanc und die benachbarten Spitzen so lebhaft erleuchtet wurden, so ließ ich mir von unsern Führern so genau als möglich den Weg zeigen, den man zu nehmen pflegt, wenn man den Montblanc ersteigen will. Unter unsern Führern ist keiner, der nicht diese große Reise ein oder mehrmahls gemacht hätte. Man geht an der rechten Seite des Bosson hinauf, und bleibt die erste Nacht an dem Rande des ewigen Schnees. Am zweyten Tage arbeitet man sich über Gletscher und Schneefelder so hoch hinauf, daß man nur noch die letzten Gipfel des Montblanc zu gewinnen hat. Am dritten Tage ersteigt man die Spitze des Montblanc, und kehrt entweder bis zur Ruhestätte der vergangenen Nacht oder noch etwas weiter zurück, und am vierten Tage kann man bequem zum Mittagsessen in Chamouni anlangen. Wenn man vom Thale aus dem

Wege nachsieht, der auf den Montblanc führt; so wundert man sich, daß man diesen Berg nicht schon lange erstiegen hat, so leicht und sicher scheint er zu erklimmen zu seyn; allein wenn man seinem Fuße und seinen Seiten nahe kommt, so entdeckt man erst alle die Gefahren und Schwierigkeiten, womit er bisher die kühnsten und erfahrensten Gemsjäger abgeschreckt hatte und auch jetzt noch oft zurück schreckt. Die Reise auf den Montblanc kann nie so allgemein Mode werden als die Reisen in die Schweiz und in das Chamounithal, nicht bloß deßwegen, weil man ihn nicht hinan reiten und hinan fahren kann, sondern weil das Hinangehen selbst mit eben so großen Kosten als Beschwerden verbunden ist. Das Tragen eines Zelts, der Speisen, des Weins, des Geschirrs und Holzes, das man für sich und seine Begleiter braucht, erfordert wenigstens 12, 16 bis 18 Führer, wovon ein jeder wegen der Gefahren und Mühseligkeiten dieser Reise täglich einen Laubthaler erhält, und ein einziger Unternehmer also kann die Reise nie unter 20 bis 30 neuen französischen Louisd'or machen.

Genf am 3. Sept. Abends.

Unsere Rückreise von Chamouni war eben so glücklich als unsere Hinreise, und das Wetter war auf der Rückreise noch schöner. Ungeachtet wir gestern Morgen erst um 10 Uhr von Chamouni und Abends um 6 Uhr von Salenche wegfuhren, so kamen wir doch um 10 Uhr in Bonneville an, wo wir in den drey Mohren zwar kein vorzügliches Abendessen, das wir auch nicht erwarteten, aber gute Betten und Zimmer fanden. Heute langten wir schon vor 11 Uhr in Genf an.

Als wir vorgestern Abends unsere Guiden bezahlten, brachte fast jeder einen kleinen Vorrath von Krystallen und andern Mineralien zu Kauf mit. Durch die öftere Begleitung des Herrn von Saussure und anderer Naturkündiger haben die Guiden in Chamouni die vornehmsten Steinarten kennen gelernt; doch hielten sie alle den Gneis, aus welchem der Montanvert besteht, für Roche de Corne und der Bitterstein oder Jade war ihnen unbekannt. Auch unsern Erfahrungen nach verdienen die Guiden aus Chamouni den Ruhm von Höflichkeit, Dienstfertigkeit und Gutmüthigkeit, der ihnen von allen Reisenden beigelegt wird. Nur ein ein=

ziger schmälerte diesen Ruhm, und zwar gerade derjenige, um den wir es am wenigsten verdient und den wir schon von Salenche mitgenommen hatten. Dieser Mann verlangte in einer doppelten Rücksicht oder in doppelter Gestalt bezahlt zu werden: als Besorger der Maulesel, die wir in Salenche mietheten, und zugleich als Guide selbst an den beiden Tagen, wo wir nach Chamouni und von Chamouni zurück gereist waren. Die Forderungen des Mannes waren bey dem starken Trinkgelde, das wir ihm gegeben hatten, so unbillig, daß selbst der Wirth in Salenche und andere, die davon hörten, sie mit Unwillen verwarfen. Wenn die Guiden in Chamouni zu den bessern in der Schweiz gehören, so werden ihnen ihre Dienste gewiß auch am besten belohnt. Sie erhalten nähmlich außer der freyen Zehrung täglich 20 Batzen oder einen kleinen französischen Thaler bis zu 25, 30 bis 40 Batzen, je nachdem die Zahl der Reisenden und die Beschwerden der Wege, für welche man sie mitnimmt, größer oder kleiner sind. Über dieß empfängt jeder noch ein Trinkgeld, das ihm von der Person oder im Nahmen der Person gereicht wird, die er vorzüglich bedient hat; denn jeder Guide wählt sich aus einer Gesellschaft eine Person besonders aus,

oder wird auch von dieser gewählt, um ihr stets zur Seite zu seyn und beyzuspringen. Die erfahrneren Guiden besitzen eine Sammlung von Empfehlungsschreiben von berühmten oder vornehmen Personen, die sie geführt haben, und in solchen Zeugnissen werden die Führer gemeiniglich den Landsleuten der Gefährten auf das angelegentlichste empfohlen. Da ich unsern Führer bat, mich zu den von mehrern Reisenden beschriebenen Albinos zu führen, so antwortete man mir, daß diese unglücklichen Geschöpfe jetzt in Paris seyen.

Die Reise nach Chamouni ist die theuerste, die man in der Schweiz machen kann, weil in diesem Thale alle Nothwendigkeiten, und Annehmlichkeiten des Lebens wegen des weiten und kostbaren Transports höher im Preise sind als anderswo, und weil man zugleich mehrere Fuhrwerke, Maulthiere und Führer bezahlen muß. Unter dem Vorwande, daß in Salenche alles außerordentlich theuer sey, fährt kein Kutscher nach dieser Stadt, ohne sich für zwey Pferde täglich 2½ französische Thaler bezahlen zu lassen. Dieser Kutscher bleibt in Salenche liegen, und erhält täglich seine volle Bezahlung, bis man von Chamouni zurück kommt. In Salenche muß man frische Pferde und Maulthiere neh-

men, die einen nach Chamouni bringen, und die wieder in Chamouni stehen blieben, wenn man am folgenden Tage auf den Montanvert geht. Zu dieser Reise kann man die Pferde und Maulesel von Salenche eben so wenig als die Genfer Pferde und Kutschen nach Chamouni brauchen, und während der Zeit also, daß man den Genfer Kutscher in Salenche und die Salencher Pferde und Maulthiere in Chamouni bezahlen muß, ist man genöthigt neue Guiden in Chamouni zu miethen, die man auch alsdann zu Hülfe nehmen muß, wenn man, wie unsere Frauen, mit den Pferden und Maulthieren von Salenche auf den Chapeau reist. Die Wirthsrechnungen in Salenche und Chamouni waren freylich so hoch, als sie in den größten Städten nur seyn können; allein sie schienen uns nichts desto weniger äußerst billig, weil alles, was die Wirthe den Fremden vorsetzen müssen, in diesen Orten viel theurer als in den größten Städten ist. Das Essen in der Ville de Londres in Chamouni war mehr als gewöhnlich gut, und dieß Lob würden wir dem Abendessen in Chamouni gegeben haben, wenn wir auch nicht von beschwerlichen Tagereisen einen ungewöhnlich starken Appetit mitgebracht hätten.

Auf der Rückreise gab ich vorzüglich auf den hohen Berg Achtung, an welchem herab man über die Arve und zu den Fonderies in Servoz kommt. Dieser Berg macht allem Anscheine nach einen höchst merkwürdigen Übergang von dem quarzreichen Schiefer, oder dem so genannten Kieselschiefer, aus welchem die Gebirge von Salenche bis Servoz bestehen, zu dem Granit des Montblanc und seiner Nachbarn. Sein Stoff ist ein äußerst harter mit Goldglimmer durchsprengter Hornstein, der glasartiger und an den Enden durchsichtiger ist als irgend eine andere Art dieses Gesteins, die mir in der Schweiz vorgekommen ist. An dem Abhange dieses Berges fand ich Blöcke des schönsten Granits, der größten Theils aus reinem Quarze bestand, und mit den vollkommensten Glimmerkrystallen durchsprengt war. An manchen Stellen hatte der Quarz eine halbe Violettfarbe, und ging in wirklichen Amethyst über. An andern Stellen aber war seine Schönheit durch verwitterte Glimmerkrystallen entstellt, deren aufgelöste Theile den umgebenden Quarzstoff beschmutzt und durchdrungen hatten.

Wir waren nicht so glücklich, den Herrn Exchaquet, den Directeur des Fonderies de Servoz en Savoye, anzutreffen;

allein wir sahen doch die merkwürdigen Nachahmungen des berühmten Werks des Herrn General Pfyffer in Lucern, die Herr Exchaquet angegeben hat, und noch immer von geschickten Arbeitern unter seiner Aufsicht verfertigen läßt. So wie der Herr General Pfyffer den Kanton Lucern und die benachbarten Kantone en bas relief dargestellt hat, so hat Herr Exchaquet das ganze Thal Chamouni mit allen begrenzenden oder darin enthaltenen Bergen, Schneefeldern, Gletschern, Wäldern, Alpen, Örtern, Wiesen, Flüssen und Bächen auf eine ähnliche Art ausgearbeitet. Eine solche Karte oder ein solches Basrelief hat die Größe einer gewöhnlichen Tischplatte, und ist also etwa 3, 4 bis 5 Fuß lang und 2½ bis 3 Fuß breit. Der Stoff des Bas relief oder das Hauptsubstratum besteht aus Holz, aus welchem die Berge, Schründe und Thäler nach Anleitung der Natur mit genauer Beobachtung ihrer verhältnißmäßigen Größen, Abhänge und Tiefen ausgeschnitzt werden. Der Schnee der Hochgebirge wird durch eine Masse aus Schwerspath, die Gletscher durch zerstoßene Krystallstücke, und Wälder, Alpen und Wiesen werden durch richtige Schattirungen von Farben angedeutet und nachgeahmt. Ungeachtet der Maßstab, nach

welchem Herr Exchaquet alles dargestellt hat, kleiner ist als der des Herrn General Pfyffer; so wird doch dadurch die Ähnlichkeit der nachgeahmten Gegenstände nicht allein nicht vermindert, sondern vielmehr hervorstechender gemacht. Ein jeder von uns erkannte sogleich die Berge, Gletscher und Ströme, die wir in den letzten Tagen mit so vieler Aufmerksamkeit betrachtet hatten, und ihre Formen, Richtungen, und Verhältnisse fielen uns in der treuen Nachahmung mehr als in der Natur selbst auf. Die größern Basreliefs, dergleichen Herr Exchaquet schon nach England und Holland, nach Turin und Lausanne geschickt hat, kosten zwey und dreyßig, und die kleinern zwanzig neue Louisd'or. Der Kanton Bern hat den Herrn Exchaquet ersucht, die Landvogtey Älen oder Aigle auf gleiche Art auszuarbeiten, wie er das Thal Chamouni geliefert hat. Bey eben diesem verdienstenvollen Naturkenner kann man für anderthalb oder zwey neue Louisd'or vollständige Sammlungen aller Steinarten haben, die im Chamounithale und auf den angrenzenden Bergen gefunden werden. In einer solchen Sammlung ist jede Steinart in doppelten Probestücken oder Fragmenten vorhanden.

Gleich nachdem wir heute Mittag gespeist

hatten, fuhren wir, von Herrn Doctor Martin begleitet, erst nach St. Jean, um die Campagne des Herrn Constant wiederzusehen, und dann nach Petit Sacconex. In der zuletzt genannten Gegend besuchten wir mehrere Gärten, unter welchen der Garten oder das Landgut eines Kaufmanns Serre in Morillon alle andern verdunkelte und vergessen machte. Die Aussicht aus diesem Garten übertrifft die Landschaften, die ich bisher in der Schweiz bewundert habe, und selbst die Aussicht von Aubonne ohne Vergleichung an Ausdehnung so wie an Reichthum, Mannigfaltigkeit und Größe der Gegenstände. Man übersieht aus diesem Garten den nahen prächtigen See seiner ganzen Länge nach von Lausanne bis Genf mit allen seinen mahlerischen Busen, unter welchen der äußerste mit der schönen Stadt, die ihm den Nahmen gibt, wie mit einer Ehrenkrone geschmückt ist. Das diesseitige sanft gegen den See hinabfallende Ufer zeigt in seinen Gärten und Landhäusern, womit es bedeckt ist, lauter Denkmahle von hohem Wohlstande und weisem Lebensgenusse. An dem linken oder nördlichen Ende des Sees streckt der Jorat in großer, aber noch immer deutlich zu erkennender Ferne seinen blauen Rücken bis an die bernischen und wallisischen Schnee-

berge fort, unter welchen ich den Dent de Midi und den ihm gegenüberstehenden Dent de Morcle genau unterscheiden konnte. Jenseit des Sees erhebt sich das Chablais mit seinen Wiesen, Äckern, Weinbergen, Städten und Dörfern bis an die nackte Felsenkette hinan, womit es zunächst eingefaßt ist. Hinter dieser Felsenmauer ragen die beschneyten Spitzen des Argentiere, des Buet, des Montblanc, des Dome und der Aiguille de Gouté, der Aiguille de Midi, des Dent du Dru und anderer savoyischen Urgebirge hervor, und ungeachtet diese Eisberge zwanzig bis fünf und zwanzig Stunden und noch weiter entfernt sind; so sahen wir sie doch in dem rosenfarbnen Glanze der Abendsonne so klar, als wenn wir sie von Salenche oder Chamouni aus betrachtet hätten. An dem letzten westlichen Schneegebirge schließt sich die Reihe der gleichfalls erhabenen Berge an, die man auf dem Wege von Bonneville nach Salenche zur rechten Hand hat, und unter welchen wir diejenigen, die sich in der Nähe durch ihre Höhe und Gestalt ausgezeichnet hatten, besonders den hohen und oben wie abgebrochenen Felsstock bey Salenche ohne Mühe wieder fanden. In dem Zwischenraume endlich zwischen dem kleinen und großen Saleve er-

blickt man die Gipfel der äußersten savoyischen Berge in einer Entfernung, die gewiß viel größer ist, als ich sie zu schätzen wage. Da ich mich in die Betrachtung und den Genuß der vor mir ausgebreiteten und alle Beschreibung übersteigenden Naturscenen versenkte, bedauerte ich es mehr als jemahls, daß ich der Schweiz nicht nahe genug wohnte, um ohne große Kosten und Zeitverlust, so oft ich wollte, in diese auserwählte Gegend kommen und hier einige Wochen oder Monathe zubringen zu können. Der Besitzer des Landguts, dessen Lage ich Ihnen mit roher Hand gezeichnet habe, war nach Italien verreist, und Garten und Haus waren diesen Sommer an Engländer vermiethet gewesen, die erst vor einigen Tagen die Gegend um Genf verlassen hatten. Man rechnet, daß sich diesen Sommer wenigstens hundert Engländer, großen Theils mit ihren Familien in der Nachbarschaft von Genf aufgehalten haben. Wenn man das Petit Sacconex, das eine kleine Stunde von Genf entfernt ist, mit zu der umliegenden Gegend dieser Stadt rechnet; so ist Genf in Rücksicht auf Lage die Königinn unter allen schweizerischen, und so weit ich unsern Erdtheil kenne, selbst unter allen europäischen Städten. Bey diesem gerechten Lobe, das ich der in

vieler Rücksicht bewundernswürdigen Stadt so willig als irgend einer ihrer Anbeter bringe, würde ich die Lage der eigentlichen Stadt selbst und das, was sie zunächst umgibt, auch nach dem zweyten Wiedersehen nicht anders als das erste Mahl beschreiben.

Am 4. Sept.

Morgen reisen wir von hier nach Neufchatel ab. Jetzt nur noch einige Anmerkungen über die angenehmen Begegnisse des heutigen Tages! Meinen nächsten Brief erhalten Sie aus Basel oder erst aus Straßburg.

Wir gingen heute Morgen in die St. Peterskirche, die so außerordentlich voll war, daß wir nur mit vieler Mühe gute Plätze erhielten. Der großen Menge von Menschen ungeachtet herrschte in der ganzen Versammlung die feyerlichste Stille, und da Herr Professor Claparede die Kanzel bestieg, hörte man mit allgemeiner und ununterbrochener Aufmerksamkeit zu. Der verehrungswürdige Redner verglich den vormahligen und jetzigen bis zum Neide blühenden Zustand der Stadt Genf, machte aber seine Zuhörer zugleich auf das Ungewisse dieses hohen Wohlstandes aufmerksam, indem ein einziger Kopf

mehr oder weniger in der Welt, oder in der Gnade des Königs von Frankreich, den ganzen Staat heben und erhalten oder auch stürzen könne. Er forderte den Magistrat mit einem seinem Alter und seinen Verdiensten angemessenen Ernste auf, der immer mehr und mehr einreissenden Gleichgültigkeit gegen die Religion, der wachsenden Zügellosigkeit der Jugend und der verderblichen Prachtliebe zu steuern, und durch weise Gesetze und musterhafte Beyspiele die Tugenden der Vorfahren zurück zu rufen. Während des ganzen Gottesdienstes sah ich auch nicht eine Spur von der empörenden Irreligiosität, die mich vor sechs Jahren in eben dieser Kirche so sehr beleidigte, und die also mehr eine Folge der damahligen allgemeinen Verwirrung als eines wirklichen und allgemeinen Mangels von Religion und Achtung gegen den öffentlichen Gottesdienst gewesen seyn muß.

Nach der Kirche und nach Tische nahmen wir von unsern Freunden Abschied, und gegen Abend begleitete mich der Herr Pfarrer Fels auf Plein Palais, weil die kleine Bürgerschaft von Genf nach einer alten Gewohnheit sich an diesem Tage auf der eben genannten Promenade in ihrer ganzen Pracht zu zeigen pflegt. Hier konnte ich den fast unglaublichen Luxus recht bemerken, welchen

die geringere Klasse der Einwohner in Kleidern und Putz treibt. Weiber und Töchter von Bedienten, von gemeinen Schneidern, Schustern und andern Handwerkern gingen in so kostbaren und modischen Kleidern, Hüten und Hauben einher, daß man sie nach ihren Gewändern und Verzierungen für Frauenzimmer aus den ersten und reichsten Familien hätte halten können.

Abends besuchte ich den ehrwürdigen Herrn Professor Diodati, wo ich so glücklich war, den Herrn Claparede und den Herrn von Salegas anzutreffen. Den letztern, der mir schon als ein großer Freund der Gelehrsamkeit und besonders der deutschen Litteratur bekannt war, hatte ich mehrmahls vergebens in seinem Hause aufgesucht, und war auch eben so vergeblich von ihm aufgesucht worden. In der Gesellschaft dieser verdienstvollen Männer brachte ich eine der angenehmsten Stunden in Genf zu, und da ich mich von ihnen trennen mußte, beklagte ich es aufrichtig, daß unsere beschränkte Zeit es mir unmöglich machte, einen so lehrreichen Umgang länger genießen zu können.

Anhang
zu dem vorhergehenden Briefe.

Wenn die Schilderung der vornehmsten Schicksale und der Verfassung von Genf, wie ich sie bey meinem letzten Aufenthalte in dieser Stadt fand, die Theilnehmung meiner Leser nur einiger Maßen erregt hat; so darf ich mir schmeicheln, daß sie es nicht ungern sehen werden, wenn ich mich selbst auf eine kurze Zeit unterbreche, und zur völligen Befriedigung ihrer Neugierde oder Wißbegierde die Ursachen, Umstände und Folgen der bald nach meiner Abreise entstandenen Revolution ohne unzweckmäßige Weitläuftigkeit anhänge. *)

Ungeachtet der Magistrat in Genf nach der Bekanntmachung des Edicts von 1782 mit der größten Milde regierte, einige Bey-

*) Weitläuftigere Nachrichten über die neueste Revolution und die verbesserte Verfassung von Genf findet man in dem ersten und zweyten Stücke des fünften Bandes des historischen Magazins und im zweyten Bande des Tableau historique et politique des deux dernieres Révolutions de Géneve par M. d'Ivernois. Londres 1789.

spiele von übermäßiger Strenge ausgenommen, die noch Wirkungen von frischer Rache oder frischer Furcht waren; ungeachtet er die öffentlichen Einkünfte mit nie beargwohnter Treue verwaltete, Recht und Gerechtigkeit unparteyisch handhabte, Künste und Betriebsamkeit ermunterte und väterlich unterstützte, und durch eine sich nie verläugnende Schonung und geflissentliche Annäherung gegen die überwundene Partey der Repräsentanten den Schmerz der Niederlage zu mildern und vergessen zu machen suchte; so waren doch alle diese guten Künste, die verwundeten Gemüther zu heilen, und die verlornen Herzen wieder zu gewinnen, vergeblich. Die widerrechtliche Gewalt, womit das letzte Edict auf Anstiften der Häupter der Negatifs durchgesetzt worden war; die Schmälerungen, welche die Unabhängigkeit des Staats und die Rechte des Volks gelitten hatten; das beständige Schauspiel, das man eingeführt; die starke aus Fremden bestehende und von Fremden angeführte Garnison, die man errichtet; die prächtigen festungsähnlichen Kasernen, die man erbaut hatte; die Demüthigung endlich der Geistlichkeit und die Entwaffnung der Bürgerschaft waren fortdauernde Ursachen von Mißvergnügen, welche die Obrigkeit nicht heben wollte, und die Bür-

gerschaft nicht vergessen und verzeihen konnte. Die Zahl der Unzufriedenen wurde immer größer, weil viele Negatifs es je länger je mehr bereuten, daß sie eine Partie begünstigt hatten, die ungleich weiter gegangen war, als sie jemahls geglaubt und gefürchtet hatten. So lange der Graf von Vergennes, der Urheber und die Stütze der neuen Regierung, noch lebte, blieben die Klagen der Mißvergnügten meistens in ihrem Herzen oder in dem Busen ihrer vertrautesten Freunde verschlossen. Als aber dieser geschworne Feind der genferischen Freyheit starb, und Necker, ihr treuer Gönner und Vertheidiger, wieder in das Ministerium kam, da stiegen die Hoffnungen und der Muth der Repräsentanten in eben dem Verhältnisse, in welchem das Zutrauen der herrschenden Partey zu der gegenwärtigen Verfassung abnahm. Nichts desto weniger ließen es sich auch die wärmsten Patrioten nicht einfallen, die auf Gewalt gegründete Regierungsform durch Gewalt umzuwerfen. An einen solchen Umsturz dachte man aus einem doppelten Grunde nicht: erstlich deßwegen nicht, weil man sich dadurch die Rache der garantirenden Mächte zuzuziehen fürchtete, und dann, weil man allgemein überzeugt war, daß die entwaffnete Bürgerschaft unmöglich die starke, auf deut-

schen Fuß disciplinirte Garnison überwältigen könne. Unvorhergesehene zufällige Begebenheiten thaten für die Befreyung von Genf mehr, als die muthigsten Volksfreunde zu wünschen wagten, und als die weisesten Bürger auszurichten sich eingebildet hatten.

Die grimmige Kälte, die gegen das Ende des Jahrs 1788 einfiel, und unter den ärmern Einwohnern von Genf nicht weniger Elend als anderswo hervor brachte, erweckte die reichen und wohlhabenden Bürger zu einer außerordentlichen Mildthätigkeit und zu einer beyspiellosen brüderlichen Eintracht im Wohlthun. Männer von den entgegengesetztesten Parteyen und Grundsätzen näherten sich und verbanden sich durch die Bande brüderlicher Liebe, um ihre nothleidenden Mitbrüder desto kräftiger unterstützen zu können. Diese Annäherung von Menschen von streitenden Parteyen wurde bald durch einen Vorfall noch mehr befördert, der sich im Theater zutrug, das die Häupter der Oligarchie wegen der Zerstreuungen, die es verschafft, als eine Hauptstütze ihrer Macht ansahen, und das zu ihrer größten Bestürzung und gerechten Bestrafung der Geburtsort der unterdrückten Freyheit wurde. Eine junge Actrice, die sich in den Sohn einer angesehenen Magistratsperson verliebt hatte, erhielt

den Befehl, Genf am 10. Dez. zu verlassen, weil der Vater des jungen Mannes fürchtete, daß die Verbindung mit der Actrice dem Glücke seines Sohnes gefährlich werden möchte. Diese Verweisung einer Schauspielerinn, welcher das Publikum gewogen war, erregte den Unwillen und das Mitleiden ihrer Gönner so wie der Freunde ihres Liebhabers. Man warf am letzten Abend, da sie spielte, ein Abschiedsgedicht auf die Bühne, und verlangte, daß dieß Gedicht recitirt werden solle. Der Vater des jungen Mannes, der als Polizeyherr gegenwärtig war, untersagte dieses, so wie das Vorlesen anderer Papiere, die man am folgenden Abend mit noch größerem Ungestüm auf die Bühne warf. Dieß zweyte Verbot brachte die Freunde der Schauspielerinn und ihres Geliebten so sehr auf, daß sie die Schauspieler durch Rufen und Pfeifen so lange störten, bis diese abtreten, und das angefangene Stück abbrechen mußten. Unter den Unruhigen fanden sich drey Söhne aus den vornehmsten Familien. Diesen ließ der Auditeur de la Police Stillschweigen gebieten, und da dieser Befehl den Lärm nur noch größer machte, so forderte die Magistratsperson einen derselben, der Offizier in preußischen Diensten ist, und auf Urlaub zu Hause war, vor sich, welches aber der Ent-

botene unter dem Vorwande abschlug, daß man ihm auf eine grobe Art habe begegnen lassen. Die Weigerung veranlaßte den neuen Befehl, die Loge zu räumen, und da auch dieses wieder nicht geschah, so beorderte der Auditeur vier Polizeydiener, die den Ungehorsamen wegschaffen sollten. Allein nun kamen dem Widerspenstigen seine Freunde und viele aus dem Parterre zu Hülfe, und schlugen die Huissiers unter lautem Gespötte zurück.

Die offenbare Empörung der drey Jünglinge gegen die Obrigkeit, die ihnen nahmentlich Stillschweigen aufgelegt hatte, zog die leicht vorherzusehende Folge nach sich, daß die Ungehorsamen ins Gefängniß wandern mußten. Weil man dieser Strafe ungeachtet ähnliche Auftritte befürchtete, so verstärkte man am nächsten Abend die Wache, und es fanden sich außer den vier Auditeurs der Lieutenant de Police und der Syndic militaire im Schauspielhause ein, um durch ihre Gegenwart den Zuschauern ein ehrerbietiges Stillschweigen einzuflößen. Die Freunde der Gefangenen verhielten sich auch wirklich ganz ruhig, um das Schicksal der letztern nicht zu verschlimmern. Das Parterre hingegen erhob in dem Augenblicke, in welchem der Vorhang aufgezogen wurde, ein so

heftiges und vermischtes Getöse, daß die Schauspieler nicht reden konnten. Man ließ zwar die Urheber des Lerms ergreifen, allein die Wache wurde zurück getrieben, die Magistratsperson beschimpft und die Fenster des Schauspielhauses eingeworfen.

Nach diesem heftigern Ausbruche von Unzufriedenheit schloß man das Komödienhaus sechs Tage lang, und während dieser Zeit verurtheilte man die drey Gefangenen dahin, daß zwey derselben noch dreyßig und der dritte noch vierzehn Tage im Verhafte bleiben sollten. Diese Strafe schien nicht bloß denen, welche sie traf, und deren Angehörigen, sondern dem größten Theile der Einwohner so unverhältnißmäßig hart, daß man zur Bezeugung seines Mißvergnügens vermöge einer allgemeinen Verabredung aus dem Theater ganz wegblieb. Der Unwille der Bürgerschaft, auf deren Seite die Bestraften und deren Familien und Freunde übergegangen waren, äußerte sich noch furchtbarer in dem Vorsatze, die vier Syndics, die im Anfange des Jahrs in ihre Würden wieder eintreten sollten, zu verwerfen, ungeachtet man gegen diese Männer selbst nichts einzuwenden hatte. Die Syndics erhielten auch wirklich nur drey Achtel der Stimmen, und würden also ihrer Stellen entsetzt gewesen seyn,

wenn nicht nach dem Edicte von 1782 drey Viertel Stimmen erfordert worden wären, um obrigkeitliche Personen, die nach vier Jahren in schon verwaltete Ämter wieder zurück kehren, solcher Ämter unfähig zu machen.

Die Erbitterung der Bürger gegen die Obrigkeit war noch ganz frisch, als diese einen neuen Schritt wagte, wodurch das Mißvergnügen nothwendig um viele Grade vermehrt werden mußte, und dessen Unvorsichtigkeit sich daher auf keine Art entschuldigen läßt. Die Commission, die über die Verwaltung der öffentlichen Magazine gesetzt ist, aus welchen alle Bäcker ihr Getreide kaufen müssen, that dem Senate den Vorschlag, den Preis des Getreides und Brotes zu erhöhen, weil man fürchtete, das die heftige Kälte den Feldfrüchten möchte geschadet haben, und weil das Brot der genferischen Bäcker auch häufig von Auswärtigen gekauft würde. Der kleine und große Rath billigten beide diesen Vorschlag, und es wurde also am 26. Januar 1789 bekannt gemacht, daß man es nöthig gefunden habe, den Preis des Brotes um einen halben Sou zu erhöhen. Gleich nach dieser Ankündigung lief alles, was sein Brot gewöhnlich vom Bäcker kaufte, den Bäckerläden zu, um das Brot noch zu dem alten Preise zu erhalten. Die

Menge der Käufer machte, daß schon gegen Abend kein Brot mehr zu haben war. Aus diesem Brotmangel entstanden zwischen 8 und 9 Uhr unbedeutende Aufläufe von kleinen Pöbelhaufen, die schreyend in den Straßen umher raunten, und einige Bäckerläden plünderten. In der Nacht wurde und blieb alles ruhig. Als aber am Dinstag Morgens um 9 Uhr der gewöhnliche Wagen mit Brot in das Quartier St. Gervais kam, das von der übrigen Stadt durch die Rhone getrennt ist; so wurde dieser Wagen, der Bedeckung von Soldaten ungeachtet, die ihn begleiteten, von Männern und Weibern angefallen. Der Offizier, der die Soldaten anführte, suchte zwar diese vom Feuern zurück zu halten; allein nichts desto weniger schossen einige, und durch diese Schüsse wurde ein unschuldiger junger Mann getödtet und ein anderer verwundet. So bald dieses geschehen war, griff man die Soldaten von allen Seiten so mit Steinwürfen an, daß sie sich zurück ziehen mußten. In einem Augenblicke wurden alle Buden in St. Gervais geschlossen, und alle Straßen und Plätze mit Menschen angefüllt. Man verrammelte die beiden Rhonebrücken mit Balken, Tonnen, Säcken, vorzüglich mit Mist; und in diese Verhacke oder Brustwehren stellte man zwey große Feuerspri-

ßen, die man mit heißem Wasser füllen wollte. Man brach die Straßen auf, oder deckte die Häuser ab, um Steine und Ziegel zum Werfen zu erhalten; und diejenigen, die verborgene Waffen besaßen, luden ihre Gewehre, um sich gegen den Angriff, den man erwartete, vertheidigen zu können. Während dieser Anstalten baten mehrere Mitglieder der Geistlichkeit, und viele Mitglieder des großen Raths und der vornehmen Bürgerschaft den Senat, die unglückliche Verordnung wegen des erhöhten Brotpreises zurück zu nehmen; allein der kleine Rath war unbeweglich, und ertheilte durch den Kriegsrath den Befehl, daß einige Compagnien die beiden Rhonebrücken, es möchte kosten, was es wolle, angreifen sollten. Die Soldaten rückten zwischen 1 und 2 Uhr in zwey Colonnen auf die Rhonebrücken, und gegen die von dem Volke aufgeworfenen Brustwehren los. Indem sie sich diesen näherten, wurde der Hauptmann Fatio erschossen, ein Sergeant verwundet, und die Soldaten selbst mit einem so heftigen Regen von Steinen und heißem Wasser empfangen, daß sie umkehrten. Kurz vorher, ehe dieses vorging, hatte sich ein Theil der Einwohner von St. Gervais des Thors Cornavin, das zu ihrem Quartier hinaus führt, bemeistert. Der Lieu-

tenant des Art, der an diesem Thore commandirte, wurde unglücklicher Weise auf dem Rückzuge an der Lende verwundet, welches die Soldaten, die er bey sich hatte, so sehr erbitterte, daß sie wieder schossen, und eine Madame Richter tödteten, die bey offenem Fenster ihr Kind stillte. Nach dem zurückgeschlagenen Angriffe wurde das Volk in St. Gervais und andern Quartieren noch viel dreister, und bemächtigte sich in weniger als 2 Stunden der meisten Thore und Posten der Stadt. Da nun der Senat und Kriegsrath sahen, daß man mit Gewalt nichts ausrichten könne; so schickte man drey beliebte Magistratspersonen an das Volk ab, und ließ durch diese nicht nur die Brotverordnung widerrufen, sondern auch eine völlige Vergessenheit alles Geschehenen und die Loslassung der Gefangenen versprechen, die man am Morgen festgesetzt hatte. Diese Nachgiebigkeit des Magistrats besänftigte auf ein Mahl das aufgebrachte Volk so sehr, daß es alle gewonnenen Thore und Posten wieder an die Garnison auslieferte. Gegen Abend war es in der ganzen Stadt so ruhig, als wenn am Tage gar nichts Ungewöhnliches vorgefallen wäre.

Ungeachtet durch den hergestellten Frieden alle Dinge wieder in ihre vorige Lage

zurück gekehrt zu seyn schienen, so war doch von diesem Tage an die Sache der Oligarchie unwiederbringlich verloren. Das Phantom der militärischen Gewalt, auf welches man von der einen Seite ein so festes Zutrauen gesetzt, und das man von der andern nicht weniger gefürchtet hatte, war nun verschwunden. Die Bürger hatten es zu ihrer größten Verwunderung erfahren, daß die Garnison nicht so unüberwindlich sey, als sie bisher geschienen hatte, und die Obrigkeit konnte es sich selbst nicht verhehlen, daß es dem Volke keine große Mühe gekostet hätte, die Garnison zu überwältigen. Diese geheime Überzeugung erweckte in der Obrigkeit eine übertriebene Furcht, und die übertriebene Furcht verleitete zu unzeitigen Maßregeln, wodurch das, was man verbergen wollte, vielmehr geoffenbart als die Bürgerschaft in Schrecken gesetzt wurde. Der Kriegsrath ließ nähmlich die Straßen oder Eingänge in die obere Stadt, wo die meisten Reichen wohnen, und zugleich das Rathhaus, das Zeughaus und andere öffentliche Gebäude sind, befestigen und mit Soldaten und Kanonen besetzen. Alle Vorstellungen, die man gegen diese kriegerischen Anstalten machte, waren vergeblich, bis endlich der große Rath am 28. Jan. gegen Mit-

tag befahl, daß man die Befestigungen und Besatzungen der obern Stadt aufheben solle. Die unüberlegten Vorkehrungen beleidigten die Negatifs, die nicht innerhalb der befestigten Grenzen der obern Stadt wohnten, und selbst viele vornehme junge Leute nicht weniger als die gemeine Bürgerschaft. Am vorhergehenden Tage war es ein eben so neues Schauspiel gewesen, daß einige vornehme junge Leute die Bürgerschaft angeführt, als daß unter den Empörern sich vorzüglich die so genannten Domiciliés ausgezeichnet hatten, von welchen man hätte glauben sollen, daß sie die treusten Anhänger der Obrigkeit seyn würden.

Die Fehltritte des 28. Jan. waren kaum einiger Maßen wieder gut gemacht, als der kleine Rath und der Kriegsrath am 29. Jan. einen noch größern begingen, der endlich die nun reife Revolution vollends zu Stande brachte. Am Donnerstage sollte um zwey Uhr der junge Mann und um drey Uhr die Mutter begraben werden, die am 27. waren erschossen worden. Man konnte vorher sehen, daß diese Leichenbegängnisse eine große Begleitung haben würden, und man hätte es also auch der Obrigkeit nicht verdenken können, wenn sie auf eine nicht so sehr auffallende Art auf ihrer Huth gewe-

sen wäre. Zu ihrem Unglücke aber ließ sie sich von einem falschen Angeber überreden, daß man bey Gelegenheit des Leichenzuges die Garnison überfallen und entwaffnen wolle. Alle verständigen Bürger beeiferten sich, ihr diesen auf ein falsches Gerücht gegründeten Irrthum zu benehmen, und sich von gefährlichen Entschließungen zurück zu halten. Allein ihr Sinn war einmahl verstockt, und sie wurde also auch in ihrer Verblendung dahin gegeben. Die Garnison erhielt den Befehl, daß sie in eben dem Augenblicke, in welchem der Leichenzug vorüber ziehen werde, in Reihen und Gliedern mit Kanonen und brennenden Lunten vorrücken, und sich durch die Bereitschaft zum Streite vor allem Überfalle sichern solle. Diese feindlichen Vorbereitungen machten den größten Theil der Begleiter des Leichenzugs glauben, daß man die Bürgerschaft angreifen wolle, und auch diejenigen, die in den drohenden Anstalten bloße Wirkungen von Furcht und Mißtrauen sahen, wurden dadurch als durch einen treulosen Bruch der verheißenen Amnestie beleidigt. In kurzer Zeit entstand in allen Quartieren der Stadt ein allgemeines Waffengeschrey. Alles, was Waffen hatte, machte sich zum Streite fertig. Man griff abermahls die Thore und Posten an, wobey einige Menschen erschossen

und verwundet wurden, und in wenigen Stunden hatte die Bürgerschaft drey Viertel der Stadt in ihrer Gewalt. Der Sieg wurde auch dieß Mahl den Bürgern sehr leicht, weil die Offiziere sich wirklich schämten, die Trabanten einer verhaßten Obrigkeit zu seyn, und weil die Soldaten einen erklärten Widerwillen hatten, sich gegen die Bürger brauchen zu lassen. Ein großer Theil der Garnison desertirte, worin die Fliehenden von den Bürgern unterstützt wurden.

Die siegreichen Bürger übten keine Rache, keine Art von Gewaltthätigkeit und Unordnung aus; vielmehr hielten sie die Thore und Posten eben so sorgfältig als vormahls die Soldaten besetzt, und schickten auf gleiche Art Patrouillen umher. Da die Obrigkeit, überzeugt von der Unzuverlässigkeit aller militärischen Gewalt, und von der Unmöglichkeit, unter den bisherigen Bedingungen herrschen zu können, sich der Bürgerschaft zu nähern anfing; so kam diese dem Magistrate mit den aufrichtigsten Gesinnungen von Mäßigung und Eintracht entgegen. Die besten und einsichtsvollsten von beiden Parteyen waren der langen Trennung und des endlosen Kampfes müde, und sahen ein, daß ein dauerhafter Friede nicht anders als in einer Verfassung bestehen könne, wodurch

weder das Volk noch die Obrigkeit sich unterdrückt glaube. Die Abgeordneten des einen und der andern wurden bald über die vorläufigen Bedingungen des künftigen Friedens und der künftigen Verfassung einig. Man brachte die Artikel des neuen Vergleichs und des neuen Edicts am 9. Febr. vor den großen Rath, von welchem sie mit 138 Stimmen gegen 9 gebilligt wurden, und am folgenden Tage trug man sie dem Conseil général vor, welches sie mit 1321 Stimmen gegen 52, also fast einmüthig bestätigte. So bald das neue Grundgesetz von dem versammelten Volke angenommen war, so kündigte man diese frohe Begebenheit durch das Läuten aller Glocken und durch das Lösen aller Kanonen den Einwohnern der Stadt und des benachbarten Landes an. Die Mitglieder des kleinen Raths wurden beym Herausgehen aus der Hauptkirche, wo die Volksversammlungen gehalten werden, mit lautem Jauchzen und Händeklatschen empfangen. Ein Haufe von jungen Leuten, die einerley Uniform trugen, schloß die obrigkeitlichen Personen mit einem Blumenkranze ein, und begleitete sie bis auf das Rathhaus, wo sie von dem ganzen Volke die rührendsten Segenswünsche und Danksagungen empfingen. Bald darauf fey-

erte man in allen Kirchen ein allgemeines Freudenfest, um der Gottheit für die Wiederkehr des Friedens zu danken und um die dauerhafte Erhaltung dieses köstlichen Kleinods zu bitten. Den übrigen Tag brachte man in gegenseitigen Glückwünschen und Freudenbezeugungen zu. Am Abend wurde die ganze Stadt erleuchtet, und die vornehmsten Magistratspersonen und Bürger beschlossen diese Versöhnungsfeyer durch ein prächtiges Friedensmahl, welches man im Garten des Herrn Fasi veranstaltet hatte.

Die Hauptartikel des neuen Friedens und Grundgesetzes waren folgende: Man hob zuerst das drey Viertel von Stimmen bey der Wahl der Syndics und anderer Magistratspersonen auf, und führte statt dessen die alte Wahlordnung wieder ein. Man ertheilte dem Volke das Recht, den kleinen Rath zu ergänzen, und von drey Mitgliedern des großen Raths, die von diesem vorgeschlagen würden, eins zu erwählen; doch solle dieß Wahlrecht erst nach zehn Jahren ausgeübt werden. Man verhieß allen Natifs der vierten Generation, die oder deren Ältern keine Almosen empfangen hätten oder dem Staate nichts schuldig geblieben seyen, umsonst das Bürgerrecht. Man erlaubte die so genannten Zirkel wieder, un-

tersagte aber alles Rathschlagen und Stimmen über öffentliche Angelegenheiten. Man gestattete den Adjuncten des großen Raths die Freyheit, bey der Ablegung der Rechnungen im großen Rathe gegenwärtig zu seyn, befreyte sie von dem Eide des Stillschweigens, den sie sonst bey peinlichen Prozessen leisten mußten, und verband sie hingegen in ihrem Eide über die Erhaltung der gegenwärtigen Constitution zu wachen. Man bestätigte den Mitgliedern der Geistlichkeit das Recht, über Gegenstände, die zu ihrem Amte gehörten, bey dem kleinen Rathe Vorstellungen zu machen, und sich selbst beym großen Rathe eine Audienz auszubitten, wann dieser über geistliche Angelegenheiten rathschlage. Man erlaubte allen Bürgern, Natifs, Habitans und Unterthanen der Republik Waffen zu haben; stellte ein Bürgerregiment und die jährlichen bürgerlichen Schützenübungen wieder her, verminderte die Garnison bis auf sechs hundert Mann, und verordnete, daß die Soldaten bey den Bürgern einquartiert, die Kasernen hingegen zu andern Absichten angewandt werden sollten. Man setzte endlich alle Verwiesene, alle Entwichene und alle diejenigen, welche den Bürgereid von 1782 nicht geleistet hätten, in ihre bürgerlichen Rechte wieder ein, wenn

sie anders schwören wollten, der neuen Verfassung treu und hold zu seyn; nur gab man den verwiesenen Häuptern der Repräsentanten bloß ihre bürgerlichen Rechte, aber nicht ihre ehemahligen Ehrenstellen wieder, die sie nachher durch die Bemühungen des französischen Hofes erlangt haben.

Als man sich in Genf zuerst von der ängstlichen Ungewißheit, in welcher man vor der Friedensstiftung schwebte, und dann von der schwärmerischen Freude erhohlte, in welche man durch den glücklich geschlossenen Vergleich versetzt worden war; so fingen beide Parteyen an, die Eilfertigkeit zu bedauern, womit sie das Aussöhnungswerk betrieben hatten, und jede Partey glaubte, daß sie von der andern überlistet und übervortheilt worden sey. Die Negatifs machten sich Vorwürfe darüber, daß sie zu viel aufgeopfert, und die Repräsentanten, daß sie nicht genug verlangt hätten. Die letztern beklagten es insbesondere, daß man nur allein die Auflage auf Kalb- und Hammelfleisch vermindert, und hingegen alle übrigen Abgaben auf ewige Zeiten verwilligt, und dadurch den Senat vom Volke unabhängig gemacht; daß man nicht die Einschränkungen der Preßfreyheit aufgehoben, die höchste Gerichtsbarkeit vom kleinen Rathe auf den

Rath der Sechziger übertragen, und statt der Ergänzung des kleinen Raths die des großen sich ausbedungen habe; denn da der große Rath Mittler und Richter zwischen dem Volke und dem Senate seyn solle, so sey nichts billiger, als daß in diese die Nation vorstellende Versammlung sich keine Mitglieder einschleichen könnten, zu welchen sie kein Zutrauen habe, und die sie nicht für ihre Repräsentanten erkennen könne. Viele Volksfreunde glauben, daß eine neue Revolution nicht weit entfernt sey, in welcher die Mängel der letzten Verfassung nicht durch Gewalt oder ungestüme Forderungen einer Partey, sondern durch beiderseitige Überzeugung von der Vortrefflichkeit der noch fehlenden guten Einrichtungen werden gehoben werden, und daß man alsdann die Regierungsform von Genf mit Recht als das höchste Muster einer vollkommnen Demokratie werde empfehlen können. Wenn die benachbarten Mächte bey dem Entschlusse beharren, den Frankreich schon erklärt hat, sich nie wieder in die Angelegenheiten von Genf zu mischen und die Republik ganz allein sich selbst zu überlassen; so kann man mit Grunde hoffen, daß alle wahren Gebrechen, die sich jetzt noch in der Verfassung von Genf finden, mit der wachsenden Aufklärung und

öffentlichen Glückseligkeit allmählich werden gehoben werden.

Neunter Brief.

Neufchatel am 8. Sept. 1788.

Werthester Freund!

Die Reise von Genf nach Neufchatel hat uns so sehr ermüdet, daß wir, die wir jetzt nichts so sehr als unsere Zeit sparen, uns dennoch entschlossen haben, heute hier auszuruhen. Unsere Ermüdung rührt gar nicht von ungewöhnlich starken Tagereisen her, (denn wir haben in drey Tagen nur vier und zwanzig Stunden zurück gelegt), auch nicht von Fasten und andern Kreuzigungen, die man uns wider unsern Willen hätte dulden lassen, und selbst nicht von gefährlichen oder äußerst schlechten Wegen, wiewohl die Straßen zwischen Rolle und Neufchatel sehr rauh und uneben sind; sondern am meisten von der Langsamkeit und der daher nothwendig entstehenden Langweiligkeit der Reise, indem wir zu den vier und zwanzig Stun-

den zwischen Genf und Neufchatel fast drey volle Tage gebraucht haben. Weil kein Kutscher in Genf den Weg nach Neufchatel für weniger als drey Tagereisen hin und eben so viele zurück rechnen und sich bezahlen lassen wollte; so dachten wir, daß bey einer so langsamen Fahrt wohl drey Pferde hinreichen würden, uns in eben so vielen Tagen nach Neufchatel zu bringen. Allein für drey Pferde war unser Wagen und Gepäcke zu schwer, und wir mußten es uns also gefallen lassen, daß der Kutscher fast immer nur einen schleichenden Schritt fuhr.

In Rolle fanden wir à la tête noire eine sehr gute und billige Bewirthung. Gleich nachdem wir angekommen waren, ging ich dem entgegengesetzten Ende der Stadt zu, um das Schloß, das nahe am See liegt, und die daran stoßende Promenade zu besehen. Der Besitzer des Schlosses, Herr Baron von Kilchberger aus Bern, war eben so wenig gegenwärtig als sein Sohn, den auch Sie in Göttingen gekannt haben. Als ich in dem Garten des Schlosses und in den äußersten Gängen der schönen öffentlichen Promenade umher wandelte, verbreitete sich die milde zu süßen Träumereyen einladende Dämmerung, die aus den letzten Überbleibseln eines hellen Herbsttages, aus

den schwachen Strahlen des neugebornen kaum sichtbaren Mondes, und aus dem Schimmer eines unbewölkten gestirnten Himmels entsteht. Gegen das Ende der Promenade hörte ich nichts als das Gelispel der Blätter, die eine gelinde Abendluft sanft bewegte, und das melodische Schlagen der Wellen, welche der See in langsamen und regelmäßigen Würfen an das nahe Ufer und in die am Ufer stehenden Gebüsche wälzte. Diesem Geflüster der Bäume und diesem Schlagen des Sees horchte ich so lange zu, bis die Schatten so dunkel wurden, daß sie düstere Bilder von öder unsicherer Einsamkeit erweckten.

Als wir vorgestern um 6 Uhr von Rolle abreisten, verließen wir bald die große Straße nach Lausanne, und fuhren den Jura hinan. Wir kamen ganz nahe vor der Stadt Aubonne vorbey, sahen aber von der Promenade, die man vor der Stadt angelegt hat, kaum eine Spur der reichen Landschaft, die ich vor sechs Jahren auf dieser Höhe bewunderte. Der Himmel war so heiter und die Luft so trocken, als sie an dem ausgesuchtesten Herbsttage nur seyn kann; allein die Atmosphäre war mit dem feinen Dufte angefüllt, der gewöhnlich im Sommer und Herbste an den schönsten Morgen wie ein

Schleyer über die ganze Natur verbreitet, und der vorzüglich auf Bergen und bey Aussichten in die Tiefe sichtbar ist. Unsern Mittag hielten wir in la Sarra, einem schmutzigern Flecken und in einem noch schmutzigern Wirthshause, in welchem Diele, Treppen, Zimmer und Möbeln seit Menschendenken weder gewaschen noch ausgestäubt schienen. Die Thäler und Höhen des Jura, durch welche und über welche man zwischen Rolle und Yverdon kommt, sind sehr stark bevölkert; allein die Dörfer und Flecken und deren Einwohner sehen viel armseliger als in der deutschen Schweiz aus, wovon man uns die starken Abgaben, welche der Landmann an die Grundherren zu bezahlen hat, als die Hauptursache anführte. Auf dem letzten Bergrücken, von welchem man nach Orbe hinab fährt, entdeckten wir eine so lange Kette von Schneebergen, von der Abendsonne auf das prächtigste erleuchtet, als ich noch keine in der Schweiz gesehen hatte, und ich glaube fast, daß diese Bergkette mit dem Montblanc und dessen Nachbarn anfing, und sich mit dem Gotthard oder den zunächst an den Gotthard stoßenden Bergen endigte.

Die Gegend um Orbe verdient mit Recht den Ruhm, daß sie eine der romantischsten in der Schweiz sey. Die brausende Orbe,

die in einem tiefen Felsenbette nahe bey der Stadt mehrere von Aberli gezeichnete Wasserfälle macht, die Ruinen des Schlosses, die zu den prächtigsten in Helvetien gehören, das lachende mit Gärten und Rebhügeln überstreute Thal, das sich um die Stadt her ausbreitet, und die mächtigen Gebirge, womit dieß Thal nach mehrern Seiten hin umschlossen ist, bilden Gruppen und Contraste, die des Studiums eines Landschaftsmahlers vorzüglich werth sind. Die Stadt ist gut gebaut und lebhafter, als die kleinern Landstädte in der Schweiz zu seyn pflegen. Einige Straßen sind so steil, daß keiner von uns es wagte, im Wagen zu bleiben.

Unser Verhängniß fügte es so, daß wir gerade an eben dem Tage von Yverdon wieder abreisten, an welchem wir vor sechs Jahren in dieser Stadt angekommen waren. Es war nähmlich gestern der große Buß- und Communiontag, der aber von der geringern Klasse von Menschen nicht so bußfertig beschlossen als angefangen wird. Als ich gestern Morgen die Promenade und den Hafen von Yverdon besuchte, herrschte in den Alleen und an den Gestaden des Neuenburgersees fast eben die feyerliche Stille, die mich den vorletzten Abend am Genfersee so gefesselt und erweicht hatte. Um desto ler-

mender war der Weg nahe vor Neufchatel und die Straßen dieser Stadt selbst. Schon eine Stunde vor Neufchatel begegneten uns zu Fuße und auf kleinen Wagen betrunkene Arbeiter aus den umliegenden Fabriken, die in der Stadt gewesen waren, und die Straßen von Neufchatel ertönten von dem Gesange von Handwerksburschen, die gleich den Fabrikarbeitern den Bußtag nicht, wie es sich gebührt, zu feyern glauben, wenn sie ihn nicht mit Rausch und Gesang endigen.

Gestern überzeugte ich mich abermahls, daß unter allen großen Straßen, welche die vornehmsten Städte der Schweiz mit einander verbinden, keine in Ansehung der schönen nahe liegenden Landschaften mit dem Wege verglichen werden könne, der von Yverdon nach Neufchatel, vorzüglich aber bis Vaumarcus, führt. In dem Zwischenraume, den diese beiden Örter einschließen, steigt und fällt der Weg alle Augenblicke mit den Hügeln, über welche er wegläuft, und ändert mit jedem Augenblicke seine Entfernung vom See und vom Jura, zwischen welchen er durchgeht. Entzückend sind besonders die Ufer des Sees und der herrliche Spiegel des Sees selbst. Der See behielt gestern den ganzen Tag eine so reine und dunkle Himmelbläue, wie man in unsern Gegenden nur

selten am Himmel sieht. Die Wiesen am Ufer hatten ein so frisches Grün, daß man sich in den Frühling versetzt glaubte, und eben diese Frühlingsfarbe hatte das Laub der Fruchtbäume, womit die Wiesen umpflanzt waren, und die oft so nahe am See standen, daß man seine Gewässer unter den Gipfeln der Bäume durchschimmern sehen konnte.

Am Abend desselbigen Tages.

Neufchatel hat sich mit der umliegenden Gegend in den letzten Jahren mehr als irgend eine andere schweizerische Stadt verschönert, und besonders ist in keiner andern Stadt auf öffentliche Gebäude und Wege, auf Promenaden und Kanäle, auf Erziehungs- und Lehranstalten so viel als in Neufchatel verwendet worden. Die Ursache dieses außerordentlichen öffentlichen Wohlstandes ist die mehr als königliche Wohlthätigkeit eines einzigen Bürgers von Neufchatel, Daniel Pury, dessen Nahme verdiente, unter allen Nationen der Erde gepriesen und verehrt zu werden.

Der eben genannte unsterbliche Wohlthäter seiner Vaterstadt, wurde im Jahre 1709 in Neufchatel von armen Ältern geboren,

und auf öffentliche Kosten, wie einige sagen, in dem Waisenhause der Stadt erzogen. Als der junge Pury die Jahre der Jugend erreichte, entschloß er sich nach Lissabon zu gehen, weil er hoffte, daß er sich in dieser großen Handelsstadt eher als anderswo durch Fähigkeiten, Fleiß und Treue empor heben könne. Die Vorsehung segnete die Bemühungen des arbeitsamen und einsichtsvollen Bürgers von Neufchatel so sehr, daß er in seinem reifern und höhern Alter einer der reichsten Banquiers und Diamantenhändler in Lissabon wurde. Pury verheirathete sich niemahls, wie es scheint, vorzüglich aus Patriotismus, weil er seine Liebe nicht gern zwischen dem Vaterlande und Weib und Kindern theilen wollte. Wenigstens hielt Pury während seines ganzen Lebens seinen Blick auf das auch in der Ferne geliebte Vaterland und dessen Bedürfnisse gerichtet. Er gab großen Theils die Gelder her, womit das neue Armenhaus in Neufchatel erbaut wurde, und das deßwegen die leicht mißzudeutende und auch von mir nicht recht verstandene Inschrift: Civis pauperibus, erhielt. Lebend schoß Pury die großen Summen zur Erbauung einer neuen Chaussee nach Basel und zur Errichtung eines neuen Rathhauses her, das jetzt fast vollendet ist, und ei-

ne Million Livres kosten wird. Lebend endlich begabte er die Kasse, die zur Unterhaltung armer Predigerwittwen gestiftet wurde. Wegen dieser ausgezeichneteu Verdienste ernannte Friedrich der Große den Kaufmann Pury zum Baron, welche Ehre wahrscheinlich während der langen Regierung des glorreichen Königs keinem Würdigern ertheilt worden ist. Pury setzte schon lange vor seinem Tode die Stadt Neufchatel zur Haupterbinn seines Vermögens ein. Als nach seinem Absterben, das im Jahre 1786 erfolgte, das Testament des großen Mannes eröffnet wurde, erfuhr man, daß Pury, außer etwa 125000 Crusaden, die Bekannten, Freunden, Armen, treuen Bedienten und entfernten Verwandten ausgesetzt waren, sein ganzes aus drey Millionen Livres bestehendes Vermögen an seine Vaterstadt, und zwar mit der Bedingung vermacht hatte, daß die eine Hälfte zur Verschönerung der Stadt und ihres Gebiets, und die andere Hälfte zur Verbesserung von Kirchen, Schulen und Armenanstalten verwendet würde. Zum Verwalter der reichen Stiftung, die er dem Vaterlande auf ewige Zeiten heiligte, setzte er den Rath von Neufchatel ein. Den Verordnungen des Testators zu Folge führt die Obrigkeit nicht nur den Bau des Weges nach

Basel und des neuen Rathhauses fort, sondern sie wird auch alle übrigen Wege um Neufchatel neu anlegen lassen, wozu man schon Anstalten gemacht sieht. Man arbeitet jetzt an einem neuen prächtigen Kanale aus Quadersteinen, und fährt fort, an der Stadt den See einzudämmen, damit die beiden Promenaden, die bisher durch einen Busen des Sees getrennt waren, mit einander verbunden werden. Endlich heißt es, daß man einen neuen und geräumigen Gasthof erbauen werde, den keine andere beträchtliche Stadt in der Schweiz so sehr als Neufchatel nöthig hat.

Damit aber auch die zweyte Hauptabsicht des Puryschen Testaments erfüllt würde, so erhöhte man die bisher schlechten Besoldungen aller Schullehrer und Prediger um 20, 30 bis 40 neue Louisd'or. Man vermehrte die Anzahl der Schullehrer, wie der Klassen, und gab der ganz verfallenen lateinischen Schule eine durchaus veränderte Gestalt. Man unterstützt fähige Köpfe viel mehr als vormahls, und sucht auch die vorher schon blühende Handlung und Industrie von Neufchatel dadurch zu beleben, daß man sichern Kaufleuten und Fabrikanten große Summen gegen geringe Procente vorstreckt. Zur Bezeugung seiner Dankbarkeit wird der Rath

in dem Versammlungssaale des neuen Rathhauses ein marmornes Brustbild von Pury aufstellen, und an der Chaussee nach Basel eine Pyramide errichten lassen, die allen Vorübergehenden die Wohlthaten des größten Patrioten, so wie die dankbaren Gesinnungen seiner Mitbürger verkündigen soll. Ich sah das einzige Gemählde, das Neufchatel von Pury besitzt, und das der Sage nach sehr getroffen ist. Dieß Gemählde wird mit Recht als ein öffentliches Heiligthum betrachtet, und ins künftige sollte kein Freund der Tugend Neufchatel verlassen, ohne zu diesem Bilde gewallfahrtet und vor demselben seine Andacht verrichtet zu haben.

Eine der segenreichsten Wirkungen der Freygebigkeit von Pury gegen sein Vaterland war die Erweiterung und Verbesserung aller Lehranstalten, und besonders des College oder der lateinischen Schule. Dem College in Neufchatel erging es wie den meisten alten Schulen, die keine wichtige Veränderungen erhalten, und eben deßwegen aufgehört haben, den Bedürfnissen unserer Zeiten entsprechend zu seyn. Es wurde mit jedem Jahre weniger besucht, weil Ältern und Kinder einsahen, daß man acht Jahre besser als zur Erlernung einer todten Sprache anwenden könne, die in der Folge vie-

len nicht den geringsten Nutzen schaffte. Die lateinische Schule in Neufchatel verfiel zuletzt so sehr, daß sie nicht den sechsten Theil der Jugend der Stadt in sich faßte, und daß man sie vielleicht gern ganz aufgehoben hätte, wenn man nicht durch den Gedanken, daß eine Stadt ohne lateinische Schule etwas Schimpfliches sey, wäre zurück gehalten worden.

Nachdem nun aber das Vermächtniß des Baron Pury das Haupthinderniß weggeräumte, wodurch in den meisten Gegenden die Verbesserung der Lehranstalten erschwert wird; so gab der verdienstvolle Herr Petit-Pierre, ehemahliger Prediger in la Chaux de Fond, der wegen gewisser Zweifel gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen seine Pfarre hatte verlassen müssen, im letzten Jahre einen Essai sur les Etudes à faire dans le College de Neufchatel heraus, um so viel, als möglich, zur Vervollkommnung der öffentlichen Erziehungsanstalten beyzutragen. Der Hauptinhalt dieses Versuchs ist folgender. Damit die Schule von Neufchatel für alle jungen Bürger gemeinnützig werde, so ist es, sagt Herr Petit-Pierre, unumgänglich nothwendig, sie in zwey verschiedene Anstalten zu theilen, in eine französische und lateinische Schule. In der französischen

Schule, die man wieder in zwey Klassen zerlegen kann, muß das Studium der Muttersprache und der französischen Grammatik das Hauptwerk seyn, und mit diesem Studio der Muttersprache und ihrer Grammatik läßt sich bequem der Unterricht in der Religion, in den Anfangsgründen der Geographie, der Geschichte, der Mythologie und Mathematik verbinden. Wenn Knaben einige Jahre in der französischen Schule zugebracht haben, und sich dann den Wissenschaften widmen wollen; so können sie, ausgerüstet mit einer genauen und richtigen Kenntniß der Grammatik ihrer Muttersprache, die alten Sprachen viel leichter als vorher lernen, da sie die ihnen ganz unbekannte Wissenschaft der Grammatik mit und an einer schweren und todten Sprache lernen mußten. Die lateinische und griechische Sprache, besonders die erstere sollte nicht anders als eine jede andere lebende Sprache, das heißt, mehr durch Übung als durch Regeln erlernt werden. Herr Petit-Pierre dringt also darauf, daß man viel mehr als bisher lateinische Schriftsteller lesen, und daß die Lehrer mit allen Schülern, die nicht ganz Anfänger seyen, bloß lateinisch in den Stunden reden müßten.

Die Obrigkeit in Neufchatel, oder vielmehr die von ihr niedergesetzte Schulcom-

mission nahm in dem neuen Plan d'Education publique de Neufchatel, den ich vor mir habe, die Hauptgedanken des Herrn Petit-Pierre über die Einrichtung des College und die darin zu beobachtende Lehrart an. Überdieß aber vermehrte und verbesserte sie die niedrigen Schulen. Sie errichtete außer den beiden Trivialschulen, die bisher da waren, eine dritte, und zwar alle drey bloß für Knaben, dann noch eine Armenschule für die Kinder unbegüterter Bürger, denen außer dem Unterrichte auch Bücher, Papier, Tinte und Feder umsonst gereicht werden sollen, und endlich zwey Mädchenschulen, in welchen Mädchen vom achten oder neunten bis in das funfzehnte oder sechzehnte Jahr im Rechnen, Schreiben und Lesen, in der Geographie und Religion, im Singen und Zeichnen, und vorzüglich in weiblichen Arbeiten unterrichtet werden sollen. Für die Übungen in weiblichen Arbeiten sind täglich die beiden Nachmittagsstunden von ein Uhr bis drey bestimmt. Alle diese neuen Einrichtungen nehmen diesen Herbst ihren Anfang *).

---

*) Ausführlichere Nachrichten über die Schrift des Herrn Petit-Pierre und den neuen Erziehungsplan in Neufchatel habe ich im ersten

Auch in Neufchatel besteht der größte Theil der Handwerksleute, und wie jemand mich versicherte, neun Zehntel derselben aus Deutschen, deren Arbeiten man hier, wie in Genf und in der übrigen Schweiz, den Arbeiten der Franzosen vorzieht. Die Eingebornen widmen sich mehr den so genannten hautes Professions, oder den Arbeiten in den zahlreichen Fabriken und Manufakturen, die einträglicher sind als die gemeinen Handwerke, oder wenigstens für einträglicher gehalten werden. Wenn es wahr ist, was ich hier gehört habe, daß die Sitten unter den geringern Klassen viel verdorbener als unter den höhern sind, so rührt dieses Verderben gewiß am meisten von den Baumwollenmanufakturen her, die in der Gegend von Neufchatel in fast unglaublicher Menge angelegt worden sind. Fremde können das Bürgerrecht in Neufchatel für 700 Thaler unsers Geldes erhalten. Wohlhabende Ausländer, die sich hier niederlassen, zahlen diese Summe gern, weil das Bürgerrecht mit einer Befreyung von allen Abgaben und mit einer uneingeschränkten Freyheit von Handel und Wandel verbunden ist. Bürger können

---

Stücke des fünften Bandes des historischen Magazins mitgetheilt.

Handel und Wandel von andern in ihrem oder unter ihrem Nahmen treiben lassen.

La Chaux de Fond am 9. Sept.

Wir fuhren heute früh in einem neuen leichten unbedeckten Wagen, weil kein anderer zu haben war, von Neufchatel ab. Jetzt ist nicht nur der Weg nach Locle und la Chaux de Fond ganz fertig, sondern diese beiden Örter sind auch mit denen im Val de Travers durch bequeme oder erträgliche Wege so verbunden worden, daß man die Reise durch die hohen Bergthäler des Fürstenthums Neufchatel ohne Mühe in drey Tagen machen kann. Alle Örter, durch welche wir kamen, schienen mir größer, lebhafter und besser angebaut als vor sechs Jahren; so wie auch das Wirthshaus auf la Tourne, wo wir wieder frühstückten, viel besser als im Jahre 1782 eingerichtet ist. Vor allen andern Dörfern und Flecken aber hat Locle gewonnen. In diesem Flecken ist gewiß die Hälfte der Häuser in den letzten Jahren neu gebaut worden, oder es wird auch jetzt noch daran gebaut. Mehrere der neuen Häuser haben das Ansehen von Pallästen, und diese gehören fast alle den Courvoisiers, die für

die reichsten Kaufleute in diesen Thälern gehalten werden. Zugleich mit uns kam ein Kaufmann aus Paris an, der Uhren einkaufen wollte. Dieß geschieht jetzt seltener als vormahls, weil die hiesigen Kaufleute ihre Bedienten durch ganz Europa umher schicken, und ihre Waaren ausbieten lassen. Man behauptet, daß die Bevölkerung von Locle und der Nachbarschaft in den letzten fünf Jahren von 5000 auf 7000 gestiegen sey. Der Weg von Locle nach la Chaux de Fond ist jetzt fast eine ununterbrochene doppelte Reihe von netten Häusern, deren jedes ein Gärtchen hat, das mit Mauern von Steinen umgeben ist. Hin und wieder sieht man noch Hütten der alten Zeit mit verfallenen Schindeldächern und kleinen und niedrigen Fenstern, die nur um einige Fuß über die Erde erhaben sind.

Kaum aber haben sich Locle und la Chaux de Fond selbst so sehr verschönert als die umliegenden Gegenden. Die Thäler und Hügel in der Nachbarschaft dieser Örter hatten ein so frisches Grün als die Alpen im Appenzellerlande gegen das Ende des Julius, und der Graswuchs schien in den Gründen wie an den Bergen so reich als in den fettesten künstlichen Wiesen zu seyn. Die Ursache dieser hohen Kultur liegt darin, daß

man sich im Neuenburgischen wie im Baslergebiete auf das Mästen von Ochsen zu legen angefangen hat. Die Ökonomen in der übrigen Schweiz sind gegen diese Art von Benutzung von Wiesen und Alpen sehr eingenommen, weil dadurch, wie sie glauben, die Erzielung von Butter und Käse, und die Nachzucht des jungen Viehs gemindert, und die Bevölkerung und Betriebsamkeit aufgehalten werde, indem sechs Knaben das Vieh von eben so vielen Bergen besorgen könnten, die vormahls nicht weniger Familien von Kuhhirten ernährt hätten. Diese Gründe kommen mir nicht genugthuend vor; denn unstreitig ist diejenige Benutzung des Bodens die beste, welche die meisten Vortheile bringt, und die wenigsten Kosten verursacht. Die Hände, die bey der Anlegung der so genannten Mastweiden erspart werden, kann man zu andern nützlichen Arbeiten brauchen. Wenn die grünen und fetten Hügel in der Nähe und Ferne mit neuen Häusern besetzt und mit kleinen Gruppen von Bäumen bepflanzt sind, so entstehen ländliche Aussichten, die kein Mahler lieblicher erfinden könnte. An einigen Stellen standen Gersten- und Haberfelder noch unabgemäht.

Unsere Absicht war, heute von Locle an den Wasserfall des Doux zu fahren, auf wel-

chen mich kein anderer Reisender so sehr als Herr Kammersekretär Meier in Hannover und dessen würdige Gemahlinn aufmerksam gemacht hatten; allein der Wirth in Locle hielt uns mit dem Mittagessen so lange auf, und stellte uns den Weg an den Wasserfall so lang und so mühselig vor, daß wir diese Fahrt, wiewohl höchst ungern, aufgaben. Wir brachen daher gleich nach der Mahlzeit nach la Chaux de Fond auf.

Neufchatel am 10. Sept.

Heute Morgen besahen wir in la Chaux de Fond mehrere Magazins d'horlogerie, wo wir aber nichts Merkwürdiges fanden, weil man die besten Sachen auf die Frankfurter Messe geschickt hatte. Wir gingen nachher in die Werkstätten von mehrern Künstlern oder künstlichen Arbeitern, unter welchen Herr Perret uns am meisten interessirte. Dieser geistvolle Mann hat das Geheimniß erfunden, auf convexen Uhrgehäusen alle Arten von erhabenen Figuren eben so rein und schön zu drehen, als sie von der Hand des besten Künstlers ausgearbeitet werden können. Das Muster und das zu bearbeitende Werk sind beide an einer Axe befestigt, und die

erstaunlich zusammengesetzte Drehmaschine ist so eingerichtet, daß alle Bewegungen des Musters der Copie durch zwey Wege mitgetheilt werden, ohne daß das eine oder die andere durch gegenseitige Ungleichheiten verdorben würde. Herr Perret hat lange in Pforzheim gearbeitet. Die beiden berühmten Droz sind von la Chaux de Fond weggezogen. Der Sohn hat sich in Genf niedergelassen, welches ich erst nach meiner Abreise aus dieser Stadt erfuhr.

Gleich nach Mittag fuhren wir von la Chaux de Fond weg. Man muß vier Anhöhen nach einander erklimmen, bevor man von la Chaux de Fond aus in den Eingang des wegen seiner Schönheit selbst in der Schweiz gepriesenen Val de Ruz kommt. Auf den höchsten dieser Anhöhen blickt man an der einen Seite in die Franche Comté hinein, und auf der andern sieht man das Val de Ruz, den Neuenburgersee und die ganze Kette der beschneyten Alpen vor sich ausgebreitet. Die Schneeberge wurden unsern Augen durch weißliche Wolken entzogen, in welche sie eingehüllt waren. Im Val de Ruz aber entdeckten wir fast mit dem ersten Blicke sechzehn größere und kleinere Örter, deren kundige Personen 23 sollen aufzählen können. Ein friedliches Thal, das

so stark bevölkert und so gut angebaut ist als das Val de Ruz, macht immer einen angenehmen Eindruck, wenn es auch nicht in dem Feyerkleide des Frühlings erscheint; allein das Val de Ruz rührte mich doch nicht so stark, als ich erwartet hatte, weil der Herbst schon den Feldern ihre Zierden genommen, und Wälder, Alpen und Wiesen mit der Farbe der Verwesung angehaucht hatte. Desto mahlerischer waren die Gestade des Neuenburgersees, die von der Sonne beschienen wurden, und deren Abglanz man sehr deutlich in dem Spiegel des Sees wahrnehmen konnte. Wenige Örter in der Schweiz haben eine so wilde und beängstigende Lage als der Flecken Vallengin, der in eine gräßlich dunkle Tiefe hinab gesenkt und ganz nahe mit hohen Bergen und dicken Wäldern umgeben ist. Durch den Flecken rauscht der unbezähmbare Seyon, der in Neufchatel schon oft die fürchterlichsten Verheerungen angerichtet hat. Die Wege zwischen la Chaux de Fond und Vallengin, und selbst bis an die neue Chaussee, die nach Basel hin angelegt wird, sind äußerst rauh und beschwerlich, und können nicht anders seyn, weil sie meistens an steile Berge hinan oder hinab laufen, und die Erde, womit die Steine Anfangs bedeckt sind, durch Regengüsse wegge=

spühlt wird. An den letzten Abhängen gegen Neufchatel finden sich noch große unbebaute Strecken, die mit niedrigem Gebüsche überwachsen sind. Als wir uns der Stadt näherten, war der ruhige See nicht weniger schön von dem Schimmer des jungfräulichen Mondes als vor einigen Tagen von dem Glanze der prächtigen Sonne erleuchtet.

Biel am 11. Sept.

Heute freuten meine Frau und ich uns den ganzen Tag darauf, unser liebes Nidau wieder zu sehen. — Die ueue Straße, welche der Kanton Bern von der Grenze seines Gebietes bis an die große von der Hauptstadt kommende Chaussee hat bauen lassen, ist allerdings bequemer als der alte Weg, aber lange nicht so unterhaltend, weil er immer in beträchtlicher Entfernung vom Bielersee bleibt. Da wir in Nidau einfuhren, war es uns fast, als wenn wir in unsern Geburtsort zurück kehrten. Wir stiegen vor dem Pfarrhause aus, das jetzt von einem jungen unverheiratheten Prediger bewohnt wird, und eilten in den Garten, wo wir so viele glückliche Stunden verlebt hatten. Das Gärtchen trauerte nicht weniger

als wir über den Verlust seines vorigen Pflegers, des Herrn Pfarrers Feer, der nach Bruck versetzt ist, und den ich vielleicht noch in Basel sehen werde. — Unter allen Gasthöfen in der Schweiz kommt jetzt keiner in Ansehung der Sauberkeit der Zimmer und der Neuheit und Nettigkeit der Möbeln der Krone in Biel gleich, die dem Herrn Rathsherrn Wisard, einem sehr thätigen und dienstfertigen Manne, gehört.

In Biel selbst und in der Nachbarschaft dieser Stadt ist noch alles von den Abenteuern und Kuren des Grafen Cagliostro voll. Dieser berüchtigte Mann ging auf Anrathen seines Freundes, des Mahlers Lauterburg, bey welchem er in London wohnte, und der ihm auch nachher die Gräfinn zuführte, in die Schweiz, wo Herr Sarasin von Basel für ihn ein schönes und geräumiges Haus miethete, das vor Biel nahe an der Promenade nach dem See zu liegt. Die Obrigkeit und Bürgerschaft in Biel freute sich über die Ankunft des geheimnißvollen Fremdlings so sehr, daß zwey der angesehensten Magistratspersonen dem Grafen einige Stunden weit entgegen reisten, und ihn mit einem prächtigen Gastmahle bewillkommten. Cagliostro nährte die hohen Erwartungen, die man von ihm hatte, durch

die Versicherungen, daß bald viele vornehme englische Familien nach Biel kommen und sich in dieser Stadt niederlassen würden. Man fing an, die vermiethbaren Quartiere in der Stadt aufzuschreiben und Anstalten zu machen, daß die Ankömmlinge sich nach ihrem Belieben mehr oder weniger kostbar speisen lassen könnten. Die verheißenen Engländer kamen zwar nicht; übrigens strömten in den ersten Monathen so viele Fremde und Kranke nach Biel zusammen, daß die Gasthäuser in der Stadt sie nicht fassen konnten. Der Graf lebte in Biel nicht so prächtig als in Straßburg und Paris, aber doch anständig; auch nahm er für seine Mühe und die Arzeneyen, die er selbst gab, weder von Reichen noch von Armen die geringste Belohnung. Die Arzeneyen hingegen, die er verschrieb, mußte man bey einem gewissen Apotheker machen lassen, und dieser Apotheker soll, wie ich von einer sichern Person gehört habe, verpflichtet gewesen seyn, die Vortheile mit dem Grafen zu theilen. Wegen seiner Heftigkeit überwarf sich Cagliostro bald mit dem Apotheker und nicht lange nachher mit einem jungen unwissenden Menschen, der die Arzeneyen für die Kranken in des Grafen Hause zubereiten sollte; und diese Leute machten hierauf die medizi-

nischen Geheimnisse des Grafen und die mit ihm genommenen geheimen Verabredungen kund. Zu diesen Verdrießlichkeiten kam ein heftiger Zwist, der zwischen ihm und seinem Freunde und Gaste, dem Chevalier Lauterburg, ausbrach. Ich habe eine actenmässige Geschichte dieses lächerlichen Zwistes in Händen, allein ich halte es nicht der Mühe werth, Ihnen einen Auszug daraus mitzutheilen. Genug, beide Parteyen gingen viel weiter, als sie um ihrer eigenen Ehre willen hätten gehen sollen; doch Cagliostro nicht so weit als sein Gegner. Der Chevalier Lauterburg ließ den Grafen durch zwey der angesehensten jungen Bürger von Biel auf einen Zweykampf mit Pistolen heraus fordern, den aber der Herausgeforderte ablehnte; und von diesem Augenblicke an theilte sich die Stadt in zwey Parteyen, die bis zum Bürgerkriege gegen einander erhitzt wurden. Die Obrigkeit nahm den Grafen in Schutz, und der Chevalier Lauterburg reiste nach dem Ernste, den die Richter in Biel zeigten, aus dieser Stadt ab, nachdem er wegen der Quittungen, die der Graf für berichtigte Auslagen verlangte, Bürgschaft geleistet hatte. Cagliostro machte in Biel eine Entdeckung, die ihn mehr aufbrachte und betrübte als alle Be-

leidigungen, die er von seinen Feinden hatte dulden müssen. Er fand in einem Briefe an seine Gemahlinn, der sich zu ihm verirrte, daß die Gräfinn den Antrag seiner Verfolger in Frankreich, sie standesmäßig zu versorgen, wenn sie ihren Gemahl verlassen wolle, angehört hatte, und eine Zeit lang unschlüssig gewesen war, ob sie diese Anerbietung annehmen wolle oder nicht? Cagliostro ließ in der ersten Hitze seine Gemahlinn vor einem Notarius und Zeugen über ihr Vorhaben vernehmen, und legte eins der Protokolle, das bey diesem Verhöre gehalten wurde, in der Bieler Kanzelley nieder. Selbst Sachverständige bekennen, daß der Graf bey allen den Charlatanerien, deren er sich bedienet habe, einige Arzeneyen besitze, die außerordentliche Wirkungen hervor bringen. Besonders rühmt man einen Balsam, der in wenigen Augenblicken unfehlbar die heftigsten Krämpfe stillen soll.

Am 12. Sept.

Einen seligern Tag, als der heutige war, haben wir auf der ganzen Reise nicht verlebt. Wir brachten ihn ohne Zeugen und Zwang in den Armen der Freundschaft und

der schönen Natur auf der reizenden Peters-
insel zu. Ein frischer Ostwind führte uns die-
sen Morgen in wenigen Stunden an die Ufer
des paradiesischen Eilandes, und wir kamen
früh genug an, um es nach allen Richtun-
gen durchirren zu können. Heute habe ich
die eigenthümlichen Vorzüge der Petersinsel
noch viel lebhafter als vormahls empfunden.
Man kann fast keine Art von zahmen und
wilden Bäumen und Gesträuchen, keine Gat-
tung von ländlichen Scenen und von schö-
nen oder großen Aussichten erdenken, die
nicht auf dieser Insel versammelt wäre oder
gefunden werden könnte. Indem ich unter
den belaubten Grenzen des hohen Ufers in
einsiedlerischem stillen Entzücken hinwandel-
te, und dann mit wehmüthiger Rührung be-
dachte, daß ich in kurzer Zeit diese lachen-
den Gestade nicht mehr sehen, daß ich das
Säuseln dieser Lusthaine und das mit die-
sem Säuseln sich vermischende Plätschern des
schönen Sees in wenigen Stunden nicht mehr
hören würde; so entwickelte sich zur Besänf-
tigung meiner Sehnsucht ein Vorsatz, des-
sen Keim schon lange im Grunde meiner
Seele verborgen gelegen hatte: der Vorsatz,
noch ein Mahl in meinem Leben in die Schweiz
zurück zu kehren, und dann meine Zeit zwi-
schen den lieblichen Ufern des Zürcher- und

Genfersees und zwischen der Petersinsel so zu theilen, daß ich ohne gelehrte Untersuchungen und Arbeiten ganz allein mir leben, und gleichsam mit mir selbst eine große oder Hauptabrechnung halten könne, dergleichen man von Zeit zu Zeit halten sollte, und in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens und der Geschäfte zu halten gehindert wird. Nachdem dieser Vorsatz gefaßt war, genoß ich das Gegenwärtige ruhiger und reiner als vorher, und da ich die Insel verließ, zweifelte ich nicht mehr daran, daß ich sie nicht bald wieder sehen und genauer kennen lernen würde. In dem Zimmer, das Rousseau bewohnte, ist jetzt keine Spur von dem Geräthe mehr, das der philosophische Anachoret gebraucht hatte. Die Wände waren aber noch viel mehr als vor sechs Jahren beschrieben, und wir ließen auch dieß Mahl unsere Nahmen zum Andenken unsers zweyten Hierseyns für die Freunde zurück, die nach uns kommen werden. Unsere Rückfahrt war wegen des widrigen Windes langsam und beschwerlich. Wir stiegen bey Nidau aus, um von unsern nidauischen Freunden Abschied zu nehmen, und ihnen abermahls für die vielen Gefälligkeiten zu danken, die sie uns vormahls erwiesen hatten.

Basel am 14. Sept.

Unter den beiden Wegen, die von Biel nach Basel führen, wählten wir den durch das Münsterthal, so sehr sich auch Anfangs der Kutscher dagegen sträubte. Unsern lieben Reisegefährten mußte dieser Weg ohne Vergleichung interessanter seyn als der über Solothurn, und auch meine Frau und ich sahen die Wunder der Natur im Münsterthale lieber noch ein Mahl wieder als die Gegenden zwischen Solothurn und Basel zum ersten Mahle.

Das Wetter war gestern bis gegen den Untergang der Sonne ungewöhnlich schön, und wir konnten also aussteigen, gehen und uns aufhalten, wie wir wollten. Wir aßen zu Mittage in einem neuen Gasthofe in Mallerai, wo die Tafel für uns und andere Fremde, die kurz vorher angekommen waren, in einer Stunde bereitet und sehr gut besetzt wurde. Das Hammelfleisch in diesen Gegenden ist mit Recht als das zarteste und schmackhafteste im ganzen Bisthum Basel berühmt. Zum Nachtlager brachte uns unser Kutscher nach Soihier oder Saukert in ein gemeines Wirthshaus, wo wir mit Kutschern, Fuhrleuten und allerley Fußgän-

gern in einer Stube essen mußten, und nachher Betten und Schlafzimmer erhielten, wie ich sie kaum anderswo in der Schweiz angetroffen habe. In einigen Jahren wird man in Soihier wahrscheinlich so gut als in den besten Gasthöfen auf dem Lande aufgenommen werden; denn der Wirth hatte ein großes und prächtiges Haus aufgeführt, das aber noch nicht ausgebauet war.

Nachdem wir heute in Arlesheim gegessen hatten, so war der Herr Baron und Domherr von Ligerz so gütig, uns in den von ihm und der Baronesse von Andlau angelegten englischen Garten zu begleiten. Die Wahl und Anlage dieses Gartens macht dem Geschmacke seiner edlen Urheber die größte Ehre. Die Natur hatte hier freylich mehr als anderswo vorgearbeitet, allein ihre Schätze konnten auch schwerlich besser benutzt werden, als sie in Arlesheim benutzt worden sind. Der Garten enthält alles, was man in englischen Gärten zu suchen und zu wünschen pflegt: einen schönen See, mannigfaltige Quellen, Wasserfälle und Bäche, Salons, Tempel und einfache Wohnhäuser, Einsiedeleyen, beschattete Ruheplätze, abwechselnde Gänge und Brücken; ausgebreitete Aussichten, vorzüglich aber die merkwürdigsten Grotten, überhangende oder

durchbohrte, und gespaltene oder eingeklemmte Felsen und Felsstücke. Die drey Anhöhen, welche der Garten in sich schließt, sind in einer vortrefflichen Gradation mit einander verbunden worden. Auf der ersten hat man das friedliche kleine Thal unter sich, in welchem einige ländliche Hütten und ein größeres Versammlungshaus um den See hergebaut sind, und wo an Sonntagen das Landvolk aus den umliegenden Gegenden sich zu allerley Spielen versammelt. Auch wir trafen heute viele an, die sich durch die Gegenwart der vornehmen Gesellschaft im benachbarten Saale im geringsten nicht stören ließen. Auf dem zweyten höhern Hügel entdeckt man das berühmte Schlachtfeld von Dornach, wo 1499 sechs tausend Schweizer ein drey Mahl größeres Heer von Österreichern schlugen, und auf dem dritten Gipfel übersieht man nicht nur die Landschaften, die man vorher einzeln betrachtet hatte, sondern man beherrscht auch die fruchtbaren Thäler bis an den Fuß der vogesischen Gebirge hin. Unter den natürlichen Grotten ist die Grotte des Todes und der Auferstehung, welche der Mahler Lauterburg angegeben hat, die größte und sehenswürdigste. Man kommt durch ein hohes Felsengewölbe zuerst in den Tempel des Todes, wo die Inschrift

einer Urne den Wanderer daran erinnert, daß jeder Tag ein Schritt zum Tode sey, und aus diesem in den Tempel der Auferstehung, wo eine aus dem Grabe erstandene Figur ihre wieder belebten Hände gegen eine erhabenere Glorie ausstreckt. Es ist zu bedauern, daß diese wunderbare Felshöhle so kalt und feucht ist, daß man an warmen Tagen sich nicht lange genug darin aufhalten kann, um alles mit Ruhe und Aufmerksamkeit zu beobachten. Die Kalkfelsen, in welche diese und andere Grotten von der Natur selbst oder durch die Kunst hinein gearbeitet sind, haben eine sehr verschiedene Härte und Korn. Hin und wieder sind sie so mürbe, daß sie sich leicht abbröckeln lassen. Anderswo hingegen ist die Steinart so hart, daß sie am Stahle Feuer gibt. Im Garten von Arlesheim wohnt Herr Stunz, ein genievoller Landschaftsmahler, der mit dem nicht weniger großen Künstler Herrn Hartmann in Biel mehrere schweizerische Gegenden gemeinschaftlich dargestellt hat. Der Garten von Arlesheim wird jährlich erweitert, und kann noch viel Mahl größer werden, als er jetzt ist. Die Inschriften sind alle eben so passend und lehrreich, als die Plätze, wo man sie angebracht hat, glücklich gewählt und verziert sind; nur werden die

erstern manchem Reisenden zu sehr gehäuft, so wie vielleicht einige Partieen des Gartens zu nahe zusammen gedrängt schienen. Die Einwohner von Basel lustfahren häufig nach Arlesheim, und freuen sich, daß sie in der Nachbarschaft ihrer Stadt eine Merkwürdigkeit mehr haben, die sie Fremden zeigen können.

Am 15. Sept.

Außer meinen Baseler Freunden habe ich das Glück gehabt, den Herrn Rath Schäfer und den verehrungswürdigen Herrn Professor Merian von Berlin hier anzutreffen. Herr von Mecheln, dessen prächtige Niederlage von Kunstsachen wir nicht weniger als andere Reisende bewunderten, ist noch in Wien, wo wir ihn persönlich kennen lernten, und viele angenehme Stunden in seiner Gesellschaft zubrachten. Bey dem berühmten Künstler Haas sah ich eine von dessen Sohn entworfene und noch nicht ganz vollendete Charte von demjenigen Theile von Graubündten, der die Quellen des Rheins enthält. Der junge Haas ist der erste Sterbliche, der Muth genug hatte, einen Weg aufzusuchen, auf welchem man

die Quellen des Vorder-, des Mittel- und des Hinter-Rheins sehen könnte. Er war so glücklich, einen solchen Weg zu entdecken, und so bald er von seiner Reise nach Rußland zurück kommt, wird er seine geographischen Entdeckungen, mit einer genauen Charte begleitet, heraus geben.

In Basel, wie in übrigen schweizerischen Städten, wird die Zahl der bürgerlichen Familien mit jedem Jahre kleiner, und die Zahl der Einwohner hingegen mit jedem Jahre größer, vielleicht die letzten Jahre ausgenommen, wo Handel und Gewerbe durch verschiedene Ursachen gelitten haben. Das französische und kaiserliche Verbot der Einfuhr fremder Fabrikwaaren, und besonders baumwollener Waaren, hat auch den hiesigen Fabrikanten geschadet. Die Bandfabriken erhielten durch die Seltenheit und hohen Preise der Seide einen gefährlichen Stoß. Fabrikanten, die nicht große Vorräthe von Seide aus bessern und wohlfeilern Zeiten liegen hatten, mußten aufhören zu arbeiten, und der daher entstehende Mangel von Verdienst zog ganze Scharen von verarmten fabricirenden Landleuten in die Stadt, wo sie in der Mildthätigkeit der Obrigkeit und der reichen Einwohner Hülfe suchten und auch fanden. Die reichsten

und größten unter den Bandfabrikanten gewannen in den Zeiten der Seidetheurung eher, als daß sie verloren hätten. Sie ließen zwar weniger Waaren verfertigen, allein diese wurden besser bezahlt, ungeachtet sie die Seide in wohlfeilen Zeiten eingekauft hatten. In diesem zeitigen Einkaufe der Seide soll der Hauptvortheil von Bandfabriken bestehen; und da dieser große Fonds voraus setzt, so können solche Fabriken nur von sehr reichen Häusern mit beträchtlichem Gewinne unternommen werden. Manche Bauern sollen den Weberstuhl verlassen und den Pflug wieder ergriffen haben. Man wünscht hier, wie es scheint, noch lebhafter als anderswo, daß dieses allgemeiner geschehen wäre. Wenn die fabricirenden Bauern auch mehr verdienen als die ackerbauenden Landleute, so bringen sie doch fast ohne Ausnahme alles wieder herdurch; und im ganzen Baselergebiete sind nur diejenigen Landleute wohlhabend, deren Hauptbeschäftigung der Ackerbau ist. Man versichert, daß der Basler Bauer mit dem elsassischen und schwäbischen nicht gleiche Preise halten könnte, wenn er eben so viele Abgaben als diese zu entrichten hätte. Der Boden sey im Baselergebiete so schwer, daß er nur mit vier Ochsen gepflügt werden könne; und bey die-

ser mühseligen und kostbaren Bearbeitung, die er verlange, bringe er doch nicht mehrfältige Früchte als der in Schwaben und im Elsaß.

Straßburg am 17. Sept.

Wir machten gestern die dreyßig Stunden Weges, die zwischen Basel nach Straßburg gerechnet oder wenigstens bezahlt werden, in vierzehn Stunden Zeit; allein wir langten doch erst eine halbe Stunde nach dem Thorschlusse vor Straßburg an, und mußten also die Nacht in einem Wirthshause vor der Stadt bleiben. Man kann diese Unannehmlichkeit vermeiden, wenn man vorher an einen Freund in Straßburg schreibt, und durch diesen bitten läßt, daß das Thor, durch welches man in die Stadt will, bis zu einer gewissen Zeit offen bleibe.

Straßburg hat sich merklich verschönert. Es wird noch immer in allen Straßen gebaut, und die Preise und Miethen der Häuser steigen mit jedem Jahre.

Einige straßburgische Patrioten brauchen diese Erscheinungen als untrügliche Beweise, daß die Bevölkerung, der Handel und Wohlstand der Stadt zunehmen.

Andere hingegen läugnen die Richtigkeit dieses Schlusses, und behaupten, daß zwar die Bevölkerung, die Miethen und Preise der Häuser, aber nicht der Handel und Reichthum der Stadt vermehrt würden. Der Wachsthum der Bevölkerung entstehe allein daher, daß man immer mehr Katholiken und Franzosen herzuziehen suche. Diese erhöhten zwar die Miethe und die Preise der Lebensmittel, allein wenn sie eine Zeit lang Schulden gemacht hätten, so gingen sie durch, und hülfen den Verfall der Stadt befördern den man am sichersten aus den immer häufigern Bankerotten abnehmen könnte.

Wenn aber auch der steigende Wohlstand der Stadt zweifelhaft wäre, so ist es der des Landmanns im Geringsten nicht. Der Tabak- und Hanfbau wird immer erweitert und vervollkommt, und diese beiden Produkte machen zwey der wichtigsten Artikel des straßburgischen Handels aus. Es soll Bauern geben, die jährlich 30 Zentner von selbst gewonnenem Hanfe verkaufen, die 12 Pferde halten und 6000 fl. baar Geld besitzen.

Wenn man aus der gegenwärtigen Verfassung des Elsasses auf die übrigen Provinzen, und von der Denkungsart der Fran-

zosen, die wir auf unserer Reise angetroffen haben, auf die Denkungsart des ganzen Volks schließen darf; so steht Frankreich eine Revolution bevor, worüber Europa erstaunen wird. Alle Franzosen, mit denen ich gesprochen habe, redeten mit einer Art von Wuth von den Gräueln des Despotismus, die man bisher mit schamloser Frechheit an einem tapfern und geistreichen Volke ausgeübt habe. Alle betheuerten, daß die Provinzen und vorzüglich der Landmann nicht allein nicht mehr Lasten, als man ihm aufgebürdet, sondern daß er unmöglich auch nur die bisherigen Lasten forttragen könne. Alle endlich redeten mit heißer Sehnsucht von Freyheit, von der Sicherheit des Eigenthums und der Unverletzlichkeit der Rechte des Menschen und des Bürgers; und die tiefe Ehrerbietung gegen die königliche Würde und der Stolz auf die Größe und Macht ihres Königs, den man sonst den Franzosen angeboren glaubte, ist ganz dahin. Es ist jetzt nicht etwa eine Partey oder Hofkabale, die eine andere Partey oder Hofkabale stürzen will; nein, die ganze Nation ist in Harnisch gegen das Ungeheuer des Despotismus, und wird, wenn man ihre allgemeinen und gerechten Wünsche nicht befriedigt, ihre bisherigen Bedrücker zu einer schrecklichen Re-

chenschaft fordern. Dieser rege und mächtige Freyheitssinn ist zuerst durch die Werke der besten französischen Schriftsteller erweckt, und dann durch den Ausgang des amerikanischen Krieges und die aus dem befreyten Amerika zurückkehrenden Truppen, besonders in der Hauptstadt und in der Armee, angefacht und verbreitet worden. Selbst diese Ursachen aber würden nicht so schnell gewirkt haben, wenn nicht die schnöde Verschwendung des Hofes und seiner Günstlinge während der größten öffentlichen Armuth alle Stände und Provinzen zum höchsten Unwillen entflammt, und zum Nachdenken über die entsetzlichen Folgen des Mißbrauchs willkürlicher Gewalt aufgefordert und gleichsam gezwungen hätte. Alle diejenigen, die weiter sehen, halten die Zusammenberufung der Reichsstände für unvermeidlich. Wenn der Hof auch nicht durch die ungeheure Last muthwillig gemachter Schulden, und durch die Unmöglichkeit, neue Hülfsquellen zu entdecken, dazu genöthigt würde; so würde er doch dem lauten Verlangen der Nation nach einer bessern Verfassung nicht länger widerstehen können. Man wagt und wird desto mehr gegen den Hof wagen, da man weiß, daß in seiner ganzen Partey auch nicht ein einziger Kopf vom ersten Range ist.

Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn die Nation über kurz oder lang bey ihrem Erwachen aus dem Schlummer der Knechtschaft alle Mäßigung, so wie jetzt schon alle Geduld, verlöre, und wenn sie alsdann in ihrem Grimme das lange gelittene Unrecht an Schuldigen und Unschuldigen rächte. Das Elsaß war eine von den privilegirten Provinzen, die noch viel gelinder als die im Innern des Reichs behandelt wurde, und doch erlaubten sich die königlichen Bedienten, selbst im Elsaß und Straßburg, alle die Bedrückungen, von welchen wir in Deutschland uns einbilden, daß sie nur von Türken ausgeübt und ertragen werden könnten. Pour le service du Roi griff man Waldungen und jede andere Art des Eigenthums gerade zu und ohne weitläuftige Entschuldigung an. Wenn ein Intendant einer seiner Kreaturen etwas zuwenden wollte, so schickte er einen unwissenden Menschen, wohin es ihm einfiel, unter dem Vorwande der Besichtigung von Dämmen, Wegen, Brücken, Kirchen oder andern öffentlichen Gebäuden. Die Einwohner der Stadt, oder des Fleckens und des Dorfs, wohin ein solcher Abgeordneter kam, mußten diesem nicht nur hohe Diäten bezahlen, sondern mußten ihn auch noch über dieß bestechen, da-

mit er nicht bey seiner Rückkunft einen Damm oder eine Brücke u. d. g. als verfallen, und einer großen Ausbesserung, oder gar gänzlichen Erneuerung bedürftig schildern möchte; denn in diesem Falle mußten die Gemeinden unter sehr kostbarer Aufsicht ausbessern oder bauen, sie mochten wollen oder nicht. Die Schulzen plackten die Bauern, weil sie mit den Amtleuten einverstanden waren, und die Amtleute die ihnen unterworfenen Districte, weil sie von den höhern Bedienten geschützt wurden. Auch in Straßburg wurde jede Gefälligkeit, die man den königlichen Bedienten erwies, sogleich zur Pflicht gemacht und immer mehr ausgedehnt. Die Bitten und Empfehlungen der ersten königlichen Bedienten durften nicht vernachlässigt werden, und man sah es beynahe für ein Verbrechen der beleidigten Majestät an, wenn man bey den Kränkungen oder Einschränkungen der wichtigsten Rechte bescheidene Klagen erhob. Diese Zeiten des Despotismus sind, Gottlob! schon vorüber gegangen. Die Ausschüsse der Stände der ganzen Provinz und der verschiedenen Districte nehmen Bürger und Bauern gegen jede Gewaltthätigkeit in Schutz, und aus dem gedruckten Tagebuche der Verhandlungen der Provinzialstände sieht man, daß man alle bisherigen Mißbräuche mit der größ-

ten Freymüthigkeit gerügt, und jede Art von Verbesserung mit dem wärmsten Patriotismus empfohlen habe. Man hat den Schulzen die Verwaltung des Gemeinguts abgenommen, und den angesehensten Einwohnern (Notables) eines jeden Orts übergeben. Die Notables wetteifern mit einander, welcher zuerst seinen Flecken oder Dorf schuldenfrey machen werde, und manche Gemeinden sollen wirklich schon jetzt ohne Schulden seyn.

Am 18. Sept.

Endlich ist es auch mir gelungen, einen magnetischen Saal mit seinem ganzen Apparate zu sehen. — Als wir gestern in den hiesigen magnetischen Saal eintraten, saßen etwa acht bis zehn Personen von allerley Stande um das so genannte Baquet, und hielten ein jeder eine aus dem Baquet auslaufende eiserne Stange an den leidenden Theil, meistens an den Magen oder Unterleib. Alle strichen diese Stangen unaufhörlich, ohne daß eine sichtbare Wirkung erfolgte, geringe Krämpfe ausgenommen, wovon ein Frauenzimmer befallen wurde. Die am nächsten Zusammensitzenden waren mit einem Stricke umschlungen, der sie wahr-

scheinlich in eine magnetische Sympathie se-
tzen sollte. An den Seiten und in den Ecken des Zimmers magnetisirten ungefähr eben so viele, als um das Baquet versammelt waren, sich selbst, oder wurden von andern magnetisirt. Eine gemeine Weibsperson fiel, wie man sagte, in den magnetischen Schlaf, ohne daß ich in der Stellung des Körpers und den Zügen des Gesichts ein anderes Zeichen des Schlafs als geschlossene Augen hätte entdecken können. Der Magnetisirer, eine angesehene Magistratsperson, legte der Schlafenden Fragen vor, die sie unverzüglich beantwortete; allein der Magnetisirer und die Magnetisirte redeten beide so leise, daß ich nur wenig verstehen konnte. Als ich näher hinzu trat, um das, was gefragt und geantwortet wurde, besser zu verstehen, gab mir der Magnetisirer einen Wink, damit ich mich entfernen sollte, weil durch meine Annäherung der Einfluß der magnetischen Kraft gestört werden würde. Die Stellungen, welche die Magnetisirer gegen magnetisirte Frauen und Mädchen annehmen, und noch mehr die Berührungen, die mit dem vermeintlichen Magnetisiren verbunden sind, müssen nothwendig einem jeden, der nicht daran gewöhnt ist, höchst unehrbar vorkommen. Übrigens haben die Operationen so etwas Lang-

weiliges und Lächerliches, daß, wenn man vor zehn Jahren so viele Personen in solchen Attitüden sich selbst, oder andere, oder eiserne Stangen hätte streichen gesehen, man nothwendig hätte glauben müssen, daß sie eine unverständliche Farce spielten, oder daß sie gar ihres gesunden Verstandes beraubt seyen.

Hätten die großen Propheten des Magnetismus nicht auffallendere Erscheinungen hervor gebracht, als wir in Straßburg sahen; so würden sie gewiß nicht so viele gläubige Anhänger und Anhängerinnen gefunden haben.

Wir reisen morgen oder übermorgen von hier ab. Wenn es mir möglich ist, so lege ich diesem Briefe noch einige allgemeine Betrachtungen über den Zustand der Schweiz bey, die ich allmählich gemacht und schon lange in meinem Kopfe herum getragen habe.

Kein anderer Staat auf dem festen Lande Europens ist von den benachbarten Reichen durch so natürliche Grenzen abgesondert als die Schweiz. Sie macht gleichsam eine Insel aus, die durch den Jura von Frankreich, durch die Kette der hohen Al-

pen von Italien, und durch den Rhein und den Bodensee von Deutschland abgeschnitten wird. Dieser natürlichen Grenzen ungeachtet ist die Schweiz gegen fremde Einfälle nicht so gesichert als ein offenes und flaches Land, das durch eine Reihe von Festungen vertheidigt wird. Die Berge, welche Helvetien von Deutschland und Frankreich trennen, haben zu viele Öffnungen, und sind an zu vielen Orten ersteiglich, als daß sie gehörig verwahrt und besetzt werden könnten. Gebirge, Flüsse und Seen schützten die Helvetier nicht gegen die Herrschaft der Römer, und die Römer nicht gegen die Einbrüche deutscher Völker. Die Schweizer konnten nur so lange auf die natürliche Festigkeit ihres Landes trotzen, als Kriege fast ganz allein mit einer schwer bewaffneten Reiterey geführt wurden.

Mit eben der Hand, womit die Natur Helvetiens Grenzen absteckte, zog sie durch das Innere des Landes nach allen Richtungen lange Strecken von Gebirgen her, die entweder ganz oder doch den größten Theil des Jahrs unersteiglich sind, und oft die Gemeinschaft mit den nächsten Nachbaren unmöglich machen. Durch diese Scheidewände wurde der von den äußersten Grenzen eingeschlossene Raum in eine Menge von

ungleichen Theilen zerschnitten, und diese Zerschnittenheit ist die vornehmste Ursache, daß kein anderes Land von gleicher Größe eine solche Mannigfaltigkeit von Völkerresten, von Sprachen und Mundarten, von Verfassungen und Sitten, von Lebensarten und Beschäftigungen, von Aufklärung und Barbarey, von Wohlhabenheit und Armuth enthält als Helvetien. In derselbigen natürlichen Beschaffenheit muß man den Grund suchen, warum die Bewohner keines andern europäischen Landes von gleicher Größe einander so fremd und, der politischen Vereinigung ungeachtet, gegen einander so eingenommen sind als die verschiedenen schweizerischen Völkerschaften.

Unter allen Ländern Europens ist die Schweiz so wie das höchste also auch das abhängigste, weil sie von allen Seiten mit mächtigern Nachbarn umgeben ist, nirgends eine unmittelbare Verbindung mit dem Meere hat, und also nach keiner Seite hin das, was sie entbehren kann, ungehindert ausführen, und was sie braucht, ungehindert einführen kann; am meisten aber deßwegen, weil sie zwey der unentbehrlichsten Nothwendigkeiten des Lebens, Getreide und Salz, von ihren Nachbarn kaufen muß. Ohne französisches und deutsches Salz könnte der

größte Theil der schweizerischen Käse nicht verfertigt werden, und ohne elsassisches und besonders schwäbisches Getreide müßte der größte Theil der Einwohner zu Grunde gehen oder auswandern.

Als das höchste und gebirgigste Land in Europa enthält die Schweiz die meisten und größten Schönheiten der Natur, die meisten und fruchtbarsten Alpen, die trefflichsten Herden und Produkte der Viehzucht, und die meisten Flüsse und Seen. Die Berge ersetzen durch die herrlichen Kräuter, die sie tragen, ihre innere Armuth; denn die schweizerischen Gebirge können, so weit man sie erforscht hat, in Ansehung ihres innern Gehalts gar nicht mit unsern deutschen verglichen werden. Die meisten Flüsse sind wegen der häufigen und schrecklichen Verheerungen, die sie anrichten, mehr ein Fluch als ein Segen des Landes, in welchem sie entstehen. Die Seen hingegen erleichtern, außer den übrigen Vortheilen, die sie gewähren, die Gemeinschaft zwischen ihren Anwohnern.

Wegen der hohen Lage und der unermeßlichen Lasten von Schnee und Eis, womit die Spitzen und Seiten vieler Berge und selbst der Grund von vielen Thälern bedeckt ist, würde die Schweiz ein viel kälteres und rauheres Land seyn, als sie wirklich ist, wenn

nicht eben die Gebirge, auf welchen ein ewiger Winter herrscht, die kalten Winde abhielten, und in den engen Thälern, welche sie bilden, die Sonnenstrahlen mit vielfach verstärkter Kraft wirkten. Wenn man die Alpen ausnimmt, so ist das Erdreich in der flächern Schweiz weniger fruchtbar als in den glücklichsten Gegenden von Deutschland. Auch schien mir das Gemüse und Obst im Durchschnitte weniger schmackhaft als in unserm Vaterlande zu seyn, so wie die besten schweizerischen Weine den besten deutschen sehr weit nachstehen.

Wenn die Einwohner von Hirtenländern nicht durch natürliche Trägheit, oder durch eine schlechte Regierung, oder durch eine zu große Entfernung von Handelsstädten zurück gehalten werden; so ergeben sie sich leichter und eifriger allerley Fabrikarbeiten als die Bewohner von fruchtbaren und getreidereichen Thälern und Flächen. Das Hirtenleben läßt viel mehr Muße übrig als der Ackerbau; und so leicht es dem Hirten wird, einen zahlreichen Haufen von Kindern aufzuziehen, so unmöglich wird es ihm, sie alle, wenn sie erwachsen sind, zu ernähren, zu beschäftigen und in seiner Heimath unterzubringen. Entweder also muß der jährliche Überschuß von Menschen auswandern, oder

die Hände, die auf den Alpen und in den Sennereyen nicht beschäftigt werden können, müssen zu Hause Fabrikarbeiten vornehmen. Aus demselbigen Grunde also, aus welchem die gebirgigen und unfruchtbaren Gegenden Deutschlands reicher an Fabriken sind als die ergiebigern und flächern Provinzen, aus eben dem Grunde ist die Schweiz in Rücksicht auf Fabriken betriebsamer als das fruchtbare Schwaben, oder Elsaß, oder ähnliche Länder. Unterdessen ist in Ansehung der Industrie und des Wohlstandes, welchen Fabrikarbeiten bringen, ein sehr großer Unterschied unter den verschiedenen sonst ähnlichen und benachbarten Theilen Helvetiens. Die Hirten in Graubündten, in Uri, Unterwalden, Schwyz, Wallis, Appenzell Inner-Rhoden, auf den Alpen des Kantons Lucern, und in den bernischen und freyburgischen Oberländern sind mit allen den Erwerbarten ganz oder fast ganz unbekannt, wodurch sich die Landleute in Glaris, in Appenzell Außer-Rhoden, in Toggenburg, im Zürcher-, Berner und Baslergebiet, und die Bewohner der hohen Jurathäler im Fürstenthum Neuenburg so sehr bereichert haben. Wenn Chur, Sion oder Vevay und Lausanne, Thun oder Bern, Freyburg und Lucern eine solche Verfassung oder einen sol-

chen Handel hätten als Zürch, St. Gallen, Neufchatel und Basel; so würden die Landleute in den meisten bisher unbetriebsamen Theilen der gebirgigen Schweiz vielleicht nicht weniger fleißig und kunstreich als diejenigen seyn, die jetzt für die Kaufleute und Unternehmer in den zuletzt genannten Städten arbeiten. So wie unter den schweizerischen Handelsstädten keine weniger Menschen außer sich selbst beschäftigt als Genf, die reichste unter allen; so sind unter den betriebsamen Bergbewohnern Helvetiens keine selbständiger und von den benachbarten Städten unabhängiger als die Künstler und kunstreichen Arbeiter in den Jurathälern des Fürstenthums Neuenburg. Diese finden alle Werkzeuge und Materialien, die sie brauchen, bey einheimischen Kaufleuten, und können alle ihre Arbeiten an einheimische Kaufleute absetzen, ohne beschwerliche oder zeitverderbende Reisen in die benachbarten Städte machen zu müssen, wie die Toggenburger und Appenzeller, oder die Landleute des Zürcher- und Baslergebiets zu thun gezwungen sind. In Trogen und Herisau, im Kanton Appenzell Außer-Rhoden und in Langenthal im Kanton Bern sind Handelshäuser, die denen in St. Gallen oder Zürch und Bern nichts nachgeben, und die daher

den benachbarten Fabrikarbeitern die Vortheile von Städten verschaffen.

Der lange Friede, den die Schweiz genossen hat, und die Abwesenheit kostbarer stehenden Heere verschafft und erhält diesem Lande das seltene Glück, daß Bürger und Unterthanen weniger Abgaben als in irgend einem andern Reiche bezahlen, und demnach die Staaten als Staaten, oder die Regierungen reicher als die der reichsten und mächtigsten Nationen Europens sind. Wenn ich Genf ausnehme, das aber auch in wenigen Jahren wieder frey seyn wird; so sind alle übrigen schweizerischen Republiken nicht nur unverschuldet, sondern haben auch einen kleinern oder größern Schatz, und kleinere oder größere Capitalien, deren Zinsen in Bern und Freyburg einen Hauptzweig der öffentlichen Einkünfte ausmachen.

So gewiß es ist, daß die Abwesenheit stehender Heere die Schweiz von vielen Lasten befreyt, welche die übrigen Länder Europens tragen, eben so gewiß ist es auch, daß sie durch ihre unbewaffnete Wehrlosigkeit in der politischen Wagschale der europäischen Reiche und Staaten viel leichter und unbedeutender wird, als sie sonst nach dem Verhältnisse ihres Umfangs, ihres Reichthums und ihrer Bevölkerung seyn würde. Man

kann jetzt aus wichtigen Gründen zweifeln, ob es gut gethan war, daß die Schweiz sich vom deutschen Reiche ganz trennte. Wenn die Schweiz mit dem deutschen Reiche in einer solchen Verbindung stünde als die größern Fürsten unsers Vaterlandes, so würde sie allem Ansehen nach freyer und sicherer als jetzt seyn, und schwerlich würde der kaiserliche Hof sie jemayls auf eine solche Art behandelt haben, als der Graf von Vergennes sie in den letzten Jahren behandelt hat. Die Abhängigkeit von Frankreich wird es der Schweiz schwerlich erlauben, dem Fürstenbunde beyzutreten, der sie mächtiger als Frankreich beschützen würde. Es ist noch nicht gar lange, wo der Schweiz größere Gefahren drohten als sie seit dem Anfange ihrer Freyheit zu fürchten gehabt hat. Diese Gefahren sind glücklich vorüber gegangen, und es werden vielleicht Jahrhunderte verfließen, bevor alle Umstände, die ihrer Verfassung den Untergang bringen können, von neuem zusammen kommen. Es ist ein Glück für die Schweiz, daß nicht alle die Mächte, welche die Theilung derselben nachdrücklich zu hindern im Stande sind, ihre unmittelbaren Nachbarn sind, und also nicht leicht als Genossen der Beute zugelassen werden können.

Der hohe und weit verbreitete Wohlstand,

den der Genuß eines langen Friedens, die Abwesenheit oder Mäßigkeit öffentlicher Abgaben, und Handel und Industrie hervor brachten, setzten in der Schweiz verhältnißmäßig viel mehr als in andern Ländern genievolle Männer in den Stand, ihrer natürlichen Neigung zu gewissen Arbeiten, Künsten und Wissenschaften nachzuhangen. Die Schweiz hat daher auch in dem gegenwärtigen Jahrhunderte unter allen Ständen, selbst unter Landleuten und Handwerkern verhältnißmäßig mehr berühmte Erfinder, Künstler und Schriftsteller als die übrigen europäischen Länder hervor gebracht, und diese Erfinder, Künstler und Schriftsteller zeichneten sich fast alle durch eine merkwürdige Originalität in ihren Werken aus, weil sie sich größten Theils durch eigenen Fleiß und eigenes Nachdenken gebildet hatten. Ungeachtet aber der große Wohlstand und die glückliche Muße, die er verschaffte, die Entwickelung vieler vorzüglichen Köpfe begünstigte; so blieb doch die Schweiz in Ansehung der wissenschaftlichen Aufklärung sehr weit hinter dem protestantischen Deutschland zurück, weil die Regierungen nicht daran dachte, die so genannten lateinischen und vorzüglich die hohen Schulen so zu verbessern, wie sie in Deutschland verbessert worden

sind. In der ganzen Schweiz ist keine einzige hohe Schule, auf welcher die Gottesgelahrtheit, die Rechtsgelehrsamkeit, die Arzeneykunde, die Geschichte und Philosophie mit allen helfenden oder verwandten Wissenschaften in einem solchen Umfange gelehrt würden, und so leicht und bequem gelernt werden könnten als auf den besten deutschen Universitäten. Eine natürliche Folge der Unvollständigkeit und mangelhaften Einrichtung der höhern Lehranstalten ist diese, daß diejenigen Stände und Personen, denen die Verwaltung des Staats, die Handhabung von Recht und Gerechtigkeit, die Belehrung des Volks und die Erhaltung der Gesundheit anvertraut ist: Magistratspersonen, Richter, Anwälde, Prediger, Ärzte und Wundärzte im Durchschnitte genommen weniger unterrichtet sind als im protestantischen Deutschland. Die Lehrer an den Schulen und auf den Akademien werden zu schlecht belohnt und auch sonst zu wenig unterstützt, als daß man von ihnen einen solchen Fleiß und vorwärts strebenden Eifer als von den Lehrern in Deutschland erwarten könnte. Unglücklicher Weise bleibt man auch in den meisten Staaten der alten Gewohnheit treu, die Lehrer der Jugend ganz allein unter Eingebornen, höchstens unter Schweizern zu wählen,

oder wohl gar durch das Loos wählen zu lassen. In den katholischen und selbst in den reformirten demokratischen Kantonen sind Schulen und Akademien noch seltener und mangelhafter als in der übrigen Schweiz, und daher kommt es, daß in den katholischen und in den demokratischen Kantonen die Aufklärung der höhern Stände noch geringer, und die Unwissenheit des Volks noch viel größer ist als in den Städten Helvetiens. Allem Ansehen nach werden selbst Spanien und Portugal den Aberglauben der vorigen Zeiten eher ablegen, und die Lehren und Gebräuche der Religion eher reinigen als die demokratische und städtelose Schweiz. Ungeachtet Glaris sich durch die Hinrichtung der angeblichen Hexe im Jahre 1782 dem gerechten Tadel der übrigen Schweiz und des benachbarten Deutschlands ausgesetzt hat, so sind doch die Einwohner dieses Kantons dadurch nicht vorsichtiger geworden; denn es heißt, daß man in diesem sonst so betriebsamen Ländchen beynahe ein eben so schimpfliches Schauspiel wiederhohlt hat, als um welches willen die Glarner einige Jahre vorher so laut und bitter verspottet worden sind. Die Töchterschule in Zürch und die neuen Schuleinrichtungen in Neufchatel sind vortreffliche Anstalten, die selbst im

protestantischen Deutschland nachgeahmt zu werden verdienen. Sonst habe ich in der Schweiz von Industrieschulen eben so wenig als von Schulmeisterseminarien gehört. Der Verfall der Akademien ist für die Hauslehrer nicht weniger nachtheilig als für den übrigen Lehrstand. Hauslehrer, die bloß auf den schweizerischen Akademien gebildet worden sind, können unmöglich im Durchschnitte so mannigfaltige Kenntnisse besitzen als andere von ähnlichen Gaben und Fleiße, die sich auf einer oder einigen der besten deutschen Universitäten aufgehalten haben. Auch werden Hauslehrer in der Schweiz weniger belohnt und geschätzt als in Deutschland. Auf einigen Akademien müssen junge Gelehrte, die sich um eine Professorstelle bewerben, so genannte Proben machen; allein künftige Anwälde, Ärzte, Wundärzte, Richter und andere Magistratspersonen werden entweder gar nicht oder nicht so ernstlich als in Deutschland geprüft.

In Ansehung der Polizeyanstalten haben die städtischen Kantone vor den Waldkantonen unbestrittene Vorzüge, und unter den größern Republiken hebt sich in diesem Stücke Bern über alle übrigen empor. Kein anderer schweizerischer Staat hat so treffliche Chausseen, ein solches Arbeitshaus und Zuchthaus,

und solche Anordnungen zur Reinigung der Stadt und zur Steurung der Betteley als Bern. Übrigens aber kommt auch Bern und noch viel weniger die übrige Schweiz in Ansehung der Polizey den gutgeordneten deutschen Staaten gleich. Die Waisenhäuser, die Kranken- und Armenhäuser sind im Durchschnitte in der Schweiz mehr glänzend als nützlich. Für die öffentliche Sicherheit ist bisher in der Schweiz fast noch weniger als in Oberschwaben gesorgt worden, und diese öffentliche Sicherheit, so wie die gleichförmige Einrichtung von Münzen, Maß und Gewicht und andere wichtige Polizeyanstalten verdienten die Aufmerksamkeit der versammelten Stände in Frauenfeld eben so sehr als die meisten Punkte, die dort jährlich zur Berathschlagung kommen. Die Vagabunden und Verbrecher aus den benachbarten Landen können sich ungehindert in alle Kantone und selbst in die Städte einschleichen. In manchen Städten gibt es sogar Hospitäler, wo solche Vagabunden beherbergt, gespeist und beschenkt werden. Einbrüche, Diebstähle und Diebsherbergen, waren bisher in Oberschwaben nicht häufiger als in der Schweiz, und ich weiß es aus dem Munde von manchen Personen, die auf dem Lande wohnen, daß sie auch bey einer zahlreichen Hausge

nossenschaft in beständiger Furcht von Überfällen schweben. Auf den Gebirgen in Neufchatel begegneten uns mehrere französische Streifer von sehr verdächtigem Ansehen, die man, ungeachtet sie mit Feuergewehr bewaffnet waren, unangefochten gehen ließ. — An die Anlegung von Stuttereyen zur Erhaltung und Verbesserung der Pferdezucht, an Forst- und Jagdämter, an das Zuziehen von gelernten Förstern und Jägern, und an die genaue Beobachtung von heilsamen Forst- und Jagdverordnungen ist bisher in der Schweiz eben so wenig als an die ernstliche Aufsuchung und wissenschaftliche Bearbeitung von Bergwerken gedacht worden, bey welcher letzten Bemerkung ich die bernischen Bergwerke in Älen und im Haßlithale ausnehme. Die Extraposten hat man auf das Geschrey von Wirthen und Fuhrleuten wieder abgeschafft. In den meisten Kantonen sind weder den Wirthen, noch den Fuhrleuten und Schiffern bestimmte Taxen vorgeschrieben, und dieser Vorwurf trifft die größern Kantone viel mehr als die kleinern. Wenn das Gedränge von Fremden groß ist, so erhöhen die Fuhrleute ungestraft das gewöhnliche Fuhrgeld, und eben so eigenmächtig bestimmen sie zu ihrem Vortheile die Zahl von Tagereisen, um welche Städte von einander entfernt sind. Ungeach-

tet der Weg von Zürch nach St. Gallen nur $14\frac{3}{4}$ Stunden beträgt, so lassen sich doch die Kutscher in Zürch diesen Weg als einen Weg von vier Tagereisen bezahlen. Fast eben so unverantwortlich ist es, daß man die Reise von Genf nach Neufchatel, die vier und zwanzig Stunden ausmacht, als eine sechstägige zu bezahlen gezwungen wird. Noch viel unverschämter als die Kutscher in den Städten sind die Bauern in den von Fremden häufig besuchten Gegenden, so bald sie glauben, daß man sie nothwendig braucht. In Unterseen hatte ein Bauer das Herz, für die Fahrt nach Lauterbrunnen fünf große neue Thaler zu fordern, weil außer seinen Pferden und Wagen keine andere zu haben waren. Unter den Gastwirthen in den Städten so wohl als auf dem Lande sind freylich viele ehrliche und kluge, die Bekannten und Unbekannten gleiche und billige Rechnungen machen; allein man kann auch selbst in den größten Städten mehrere der berühmtesten Gasthöfe nennen, wo man sich kein Bedenken macht, Reisende, die in der Schweiz ganz fremd sind, auf eine räuberische Art zu übersetzen. Solche Prellereyen haben in den letzten Jahren so überhand genommen, daß viele Fremde nicht eher abtreten, als bis sie sich vorher nach den Preisen des Frühstücks,

der Tafel und der Zimmer erkundigt, und mit den Gastwirthen oder deren Bedienten verglichen haben. Die Concurrenz von mehrern andern hält gierige Gastwirthe nicht immer im Zaume. An manchen Orten fällt diese Concurrenz ganz weg, oder ist auch nur scheinbar, und dieser letztere Fall tritt allenthalben ein, wo ein einzelner Gasthof entweder durch seine Lage, oder durch seine Neuheit und Größe, oder durch die Schönheit der Zimmer und Möbeln beträchtliche und oft unerreichbare Vorzüge vor den übrigen hat. Ich habe diesen Sommer mehrere Reisende gesprochen, die in berühmten Gasthöfen für ein Mittagessen an der Wirthstafel 30, 40 bis 50 Batzen hatten bezahlen müssen, da der gewöhnliche Preis nur 15 höchstens 20 Batzen beträgt. Wir selbst haben in Locle, wo nur Ein Wirthshaus ist, für ein Mittagessen von 4 Personen einen neuen Louisd'or bis auf wenige Sols bezahlt. Wenn man nicht diesem Unfug von Seiten der Obrigkeit bald steuert, so wird die Schweiz in wenigen Jahren in einen so übeln Ruf kommen, daß manche Reisende sich vor ihr fürchten, und zu ihrem Vergnügen lieber andere merkwürdige Gegenden besuchen werden. Indem ich von Polizeyeinrichtungen rede, sollte ich vielleicht auch des Mangels von Brand-

kassen und Wittwenkassen erwähnen; allein die Schweiz kann bey der großen Mildthätigkeit der Regierungen und Privatpersonen, und der Menge und dem Reichthum frommer oder bürgerlicher oder Familienstiftungen solcher Kassen viel eher als die meisten Provinzen in Deutschland entbehren.

Über die Vortheile und Nachtheile der schweizerischen Verfassungen will ich mich hier nicht ausbreiten, da ich sie im Vorhergehenden, so weit ich sie kenne, beurtheilt habe. Allein der Grund der vorzüglichen Ansprüche auf Freyheit, welche die Schweizer machen, verdient kürzlich geprüft zu werden. In den demokratischen Kantonen ist die höchste politische Freyheit da, indem alle Landleute, wenn sie kaum das jugendliche Alter erreicht haben, Theilnehmer der höchsten Gewalt und zugleich alle zu allem fähig oder wählbar sind. In eben diesen Staaten aber artet diese allgemeine und unnatürliche Freyheit sehr oft in ein tyrannisches Regiment aus, wo die Reichen und die Obrigkeit Sklaven des Pöbels werden, oder auch ein Theil des Volks von einer mächtigen Faction unterjocht wird. In den aristokratischen und oligarchischen Staaten kommt die politische Freyheit nur allein den regierenden Familien

zu; die nicht regimentsfähigen Bürger hingegen und die Unterthanen haben viel weniger politische Freyheit als in monarchischen Staaten, wo ein jeder Eingeborner und selbst Fremder sich durch Fähigkeiten, Kenntnisse und Tugenden zu den höchsten Ehrenstellen hinauf schwingen kann. Der Abstand, in welchem in den aristokratischen Republiken die Nichtbürger von den Bürgern, und die nicht regimentsfähigen Bürger von den regierenden Geschlechtern stehen, ist ohne Vergleichung drückender und demüthigender als in unsern Verfassungen die Verschiedenheit der Stände, oder die Abhängigkeit aller von einem durch Grundgesetze, durch Landesstände und Collegia eingeschränkten Fürsten ist. Wenn die bürgerliche Freyheit darin besteht, nichts thun und nichts leiden zu dürfen, als was den Gesetzen gemäß ist; so ist diese bürgerliche Freyheit in der Schweiz oft da am geringsten, wo die politische am größten ist. Bürgerliche Freyheit ist ein Unding, oder wenigstens nicht gesichert, wo keine vollständige, bestimmte und allgemein bekannte Gesetze, und wo keine der Gesetze kundige und unparteyische Richter und Richterstühle sind. In der Schweiz ist kein einziger Staat, der eine vollständige Sammlung von pein-

lichen Gesetzen hätte, und kein Staat, wo man von allen denen, bis über das Leben, die Ehre und Freyheit von Bürgern und Unterthanen richten sollen, verlangte, daß sie in den Rechten so erfahren seyen, als man in Deutschland von den Mitgliedern der höhern und höchsten Gerichte fordert. Auch sind in der Schweiz gemeiniglich Kläger, Beklagte und Richter einander so nahe und in so mancherley Verhältnissen, daß man von den Richtern selten die vollkommene Unparteylichkeit erwarten kann, die in Deutschland Statt findet, wo der Regel nach in den meisten wichtigen Sachen die letzten und höchsten Richter Kläger und Beklagte nicht anders als aus den Acten kennen. Wenn die Schweizer so viel wahre Freyheit besäßen, als sie zu besitzen wähnen; so würden sie im Reden und Schreiben nicht so gebunden seyn, als sie wirklich sind. So lange sie also weder die Erlaubniß, noch den Muth haben, über ihre Geschichte, ihre Verfassungen und Regierungen so frey zu reden und zu schreiben, als wir Deutsche können; so rathe ich ihnen, mit den wegwerfenden Nahmen von Fürstendienern und Fürstenknechten, die manchen schweizerischen Schriftstellern so geläufig sind, sparsamer als bisher zu seyn.

Von dem Zustande der Sitten in der Schweiz rede ich im Ganzen aus eben dem Grunde nicht, aus welchem ich von den Verfassungen geschwiegen habe. Nur scheinen mir einige Tugenden, die den Schweizern als eigenthümlich zugeschrieben zu werden pflegen, Ehrlichkeit nähmlich, oder Redlichkeit und Aufrichtigkeit, oder Freymüthigkeit einer genauern Prüfung zu bedürfen. Die erste unter diesen Tugenden streite ich den Schweizern im geringsten nicht ab, allein ich glaube nicht, daß sie den Ruhm derselben mehr als ihre deutschen Nachbarn verdienen. Wenigstens habe ich und viele andere Deutsche gefunden, daß die Wirthe, Kaufleute, Kutscher, Schiffer, Bediente und Handwerker in der Schweiz es sich nicht weniger als anderswo angelegen seyn lassen, von Fremden allen möglichen Nutzen zu ziehen. Aufrichtigkeit oder Freymüthigkeit findet man in den demokratischen Kantonen, wo der Bauer sich oft weder vor der Obrigkeit, noch vor den Gesetzen fürchtet, und sich deßwegen ein unumschränkter Herr zu seyn dünkt; sie geht aber auch, wie in einigen deutschen Handelsstädten und in einigen Provinzen des südlichen so wohl als des nördlichen Deutschlands, in Grobheit und unerträglichen Bauernstolz

über. In den Städten hingegen und besonders in den aristokratischen Städten herrscht, nach meinen eigenen Erfahrungen und nach den Geständnissen vieler Schweizer, mit denen ich bekannt geworden bin, so wenig Freymüthigkeit, daß ich vielmehr Verschlossenheit und Mißtrauen als charakteristische Züge der Gemüthsart der schweizerischen Städtebewohner angeben möchte. In den schweizerischen Städten fürchten sich die Obrigkeiten vor den Bürgern und Unterthanen, und diese vor jenen viel mehr als in gemäßigten monarchischen Staaten, und beide beobachten sich daher viel ängstlicher als anderswo, um keine Blößen zu geben. In eben diesen Städten haben zu viele Personen und Familien an der Regierung Theil, als daß nicht Eifersucht und Parteyen entstehen und die wirklichen oder künftigen Mitglieder der Regierung und deren Verwandte in feindselige Factionen spalten sollten. Solche Familienspaltungen sind in den schweizerischen Städten viel häufiger, viel heftiger und langwieriger als in den deutschen. Weil nun fast jede angesehene Familie ihre Partey und Gegenpartey hat, so nehmen sich alle, so viel sie können, in Acht, um ihre Absichten oder Entwürfe nicht merken zu lassen, und jede lauert ihren

Gegnern mit unausgesetzter Aufmerksamkeit auf, um ihnen etwas anzuhängen oder abzugewinnen. Aus dieser Lage der Dinge entstanden die engen Cotterien, auf welche der Umgang fast ganz allein eingeschränkt ist, und die Abwesenheit großer gemischter Gesellschaften, in welchen Personen von allerley Ständen, Geschlechtern und Altern sich zu freundschaftlichen Unterredungen oder andern geselligen Vergnügungen versammeln. Aus eben dieser Quelle entspringen die Zurückhaltung und die Vorsicht, die den städtischen Schweizern so sehr zur Gewohnheit werden, daß sie dieselben auch gegen Fremde, die sie kennen und schätzen, weniger und später als im Durchschnitte die Deutschen ablegen. Wer es für nothwendig hält, oder gewohnt ist, stets auf seiner Hut zu seyn, der ist auch geneigt, manche Reden und Handlungen anderer, denen er nicht traut, mißzudeuten, und ich glaube daher bemerkt zu haben, daß die städtischen Schweizer reizbarer und leichter zu beleidigen sind als die Deutschen.

Ende des sechsten und letzten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph,

Briefe über die Schweiz mit Kupfern

Bd.: 6

Wien 1792

Res/It.sing. 1446-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10921494-2
VD18 80023525-001